# Die Wartburg

## Deutsch-evangelische Monatsschrift

Begründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Zwickau und Konsistorialrat D. R. Eckardt in Altenburg (S.-Alt.)

**Vereinigt mit der Halbmonatsschrift „Die Volkskirche".**

**Nr. 2** — **Berlin, Februar 1923** — **22. Jahrgang**




### Altes und Neues.

Sodoms Ende. Babels Fall. Roms Untergang.

Was jetzt der Welt droht, ist größer und schauriger als diese drei; es ist nichts anderes als die Sintflut dieses Weltenalters und so voll von Schrecken für die Völker und jeden einzelnen Mann und jedes einzelne Weib und Kind, daß kein Denken es zu Ende denken und kein Seher dem Gesicht standhalten kann.

Es geht aber von Versailles aus, wo die falsche Weltordnung besiegelt worden ist, und wird nicht mehr aufgehalten werden, wenn die Versailler Ordnung nur noch kurze Zeit gilt.

Darum, auf alle, die ihr für die Menschheit Rettung statt Untergang hofft, und fallt denen in den Arm, die alle ihre Gewalt anwenden, um die Versailler Ordnung zum Grundsatz der Völker zu machen und die Welt ihrer neuen Sintflut und die Völker dem bleichen Entsetzen auszuliefern!

„An England",[1]) S. 31. Meister Guntram von Augsburg.

### Martin Luther.

Wir haben es längst verlernt, das Mittelalter als jene finstere Macht zu betrachten, an die der sonnenhelle Tag der Aufklärung so wenig erinnert sein wollte, daß selbst das herrliche Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" dem Banne verfiel, weil die Burg an das Mittelalter erinnere. Eine Zeit, in der der Minnesang blühte, die Hohenstaufen ein glänzendes Regiment führten und die Künste einen hohen Grad der Vollendung erreichten, ist keine unfruchtbare Epoche, ist keine Nacht. Auch religiös und kirchlich betrachtet erscheint das Mittelalter dem Beobachter zunächst als eine Zeit gewaltigen religiösen und kirchlichen Lebens. Die Vielgeschäftigkeit auf diesem Gebiete, die Massenleistungen an Gebeten, Messen, Werken, mit denen man den Himmel bestürmte, die vielen Klöster und Orden, die wie Pilze aus der Erde schossen, Flagellanten und Asketen — sie alle können den Eindruck erwecken, als wäre hier ein Höchstes an frommer Empfindung am Werke, das sich in mancherlei Formen auslebe. Nichts wäre ungerechter, als solche Empfindung der Zeit ganz abzusprechen, nichts aber auch unrichtiger, als alles dies Leben aus ihr herzuleiten und damit die vielen anderen Quellen zu übersehen, aus denen dieser Strom gespeist wird. Wieviel Anteil daran hatten Gewöhnung, Aberglaube, politische Interessen und nicht zuletzt die Macht Roms, das seinen Willen durchsetzte, wenn es ihn durchsetzen wollte. Was Tolstoi einmal von unserem Leben sagt, es sei eigentlich kein Leben, sondern nur das Gedränge vor den Toren des Lebens, was Platen von einem Drama bemerkt:

„Welch babylonischer Turm als Vorwurf dienet der Handlung?
Freilich, geschehen ist viel; aber es mangelt die Tat",

das möchte auch hier auf einem so ganz anderen Felde gelten. Die religiöse Vielgeschäftigkeit sollte über die religiöse Leere hinwegtäuschen, die vielen „Akte", die die Gläubigen in sich erwecken sollten, treten an die Stelle der einen großen Tat, an die Christus Nikodemus erinnert, und die ein Saulus bei Damaskus erlebte. Das Reich Gottes, das in Kraft bestehet, nicht mit äußerlichen Gebärden kommt und inwendig in uns ist, war zurückgetreten hinter der Kirche, die in machtvollem Gepränge, mit einem Monarchen einherschreitend, unbedingt Unterwerfung mit despotischer Strenge forderte und auch die weltliche Macht unter ihre Herrschaft zwang. Aber gerade zu den Zeiten größter Machtentfaltung, im 13. und 14. Jahrhundert, regten sich tiefer grabende Geister, wirklich fromme Herzen, denen Religion eine Sache des Gemütes, des verborgenen Menschen war, und machten der Kirche viel zu schaffen. (Waldenser, Albigenser, Katharer, später Hus.) Außerdem mußte Rom die Mystik ertragen, in deren geheimnisvolle Kreise alle jene flüchteten, die zwar in der Kirche blieben, aber damit nicht auf jenen Weg verzichten wollten, der ohne Kirche zu Gott führe, den Weg gesteigerten Gefühles, das sich ins Meer der Gottheit versenkte, sie „schmeckend", nicht begreifend, und das in seiner pantheistischen Bestimmtheit aus dem Rahmen approbierter kirchlicher Frömmigkeit herausfiel. Das Ich, das religiöse Subjekt, ließ sich dauernd nicht unter der Herrschaft einer starren objektiven Macht, wie der der Kirche halten. Die Sehnsucht nach religiösen Kräften und Werten wuchs mehr und mehr, und immer deutlicher erkannte es, daß sie in Rom und von Rom nicht zu haben waren.

Während die einen sich in die „schwefelgelben Feuer der Mystik" verloren, schien den anderen — religiös gleichgültigen — der Weg der Freiheit in einem „Zurück" zu liegen, und zwar in einem „Zurück" zum Griechentum, zur Antike. Das war der Weg des Humanismus, der Gott im Menschen untergehen ließ, wie dort in der Mystik der Mensch im Grenzenlosen, Alleinen, im Meere der Gottheit unterging.

Manch Wetterleuchten, manch bedenkliches Zeichen der Zeit prophezeite den Sturm, der kommen mußte. Die Machthaber in der Kirche achteten nicht darauf oder unterschätzten die Macht der sich regenden kirchlichen Opposition. Wohl erklang immer lauter der Ruf nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, aber immer wieder verstand es Rom, der lästigen Forderung aus dem Wege zu gehen, bis es in ganz anderer Form und mit elementarer Kraft zu jenem Ereignis kam, das wir Reformation nennen und das die Großtat eines schlichten, frommen Mönches ist — Martin Luthers.

Nichts ist verkehrter, nichts zeigt so kraß ein völlig ungeschichtliches Denken, als bei solchen tiefgreifenden Bewegungen alles individuell zu fundieren und als Produkt raffinierter Berechnung, selbstsüchtigen Interesses, persönlicher Art und Unart hinzustellen.

[1]) S. Besprechung in der Bücherschau.

„Rapimur“ lautet ein Lieblingswort Luthers, das noch deutlicher wird, wenn wir an sein Bild von dem „geblendeten Pferd“ denken, mit dem er das sagen wollte, was später Goethe mit dem „Daimonion“ bezeichnete, nämlich daß er sich von einer höheren Kraft getrieben fühlte, daß sein Wille nicht ihm, sondern einem anderen gehörte, dem Gott, der sich täglich zehn Doctores Martini Lutheri erschaffen könne und daß er dessen Rüstzeug sei. Aus solcher Gesinnung erwuchs ihm ebenso Stolz wie Demut, Selbstbewußtsein und Bescheidenheit, Kraft und Milde.

Gerade diese Gesinnung mußte der Mann haben, der uns zur Freiheit führen und vor Anarchie bewahren sollte, der, wie er menschliche, hierarchische Fesseln lösen, so jene heiligen göttlichen Schranken festigen wollte, über die sich menschlicher Aberwitz, die Selbstgenügsamkeit des gespreizten Individuums, so gerne hinwegsetzen wollen mit der uralten Frage der Sünde: „Sollte Gott gesagt haben?“

Ihm war Gottes Wort eben Gottes Wort, und indem er diese Autorität mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit verteidigte, wollte er verhindern, daß die Freiheit zum Deckel der Bosheit und das Individuum haltlos werde. Für all unser Tun und Lassen bleibt Gottes Wort die Norm. Zunächst lehrt es uns den rechten Gottesdienst, dann die rechte Menschenliebe und endlich die rechte Stellung zu uns selbst. Der rechte Gottesdienst ist Glaube, d. h. Vertrauen. Vertrauen auf Gottes Gnade, die mit unserem Glauben zur Gerechtigkeit führt. Auch Luther ging den Weg mittelalterlicher Frömmigkeit, um „einen gnädigen Gott zu kriegen“; aber immer weiter fühlte er sich von ihm, je mehr er tat. Als er sich zu der Erkenntnis durchgerungen hatte: „Das Werk des ersten Gebotes, nämlich der Glaube oder Zuversicht zu Gottes Huld, ist das allererste, höchste, beste Werk, aus welchem alle anderen guten Werke fließen“, hatte er den Grund gefunden, der ihn sicher und ruhig stehen ließ, und jene tröstliche Gewißheit erlangt, die ihn zu einer so unvergleichlich machtvollen Persönlichkeit erhob. „Der Glaube ist ein Standfest des Herzens, der nicht wankt, wackelt oder zappelt, bebt, noch zweifelt“, und in solcher Festigkeit trat Luther ebenso dem Dr. Eck wie Karl V. entgegen. Ja, der Christenmensch ist ein freier Mensch, er kennt keine Menschenfurcht; aber er ist ein dienstbarer Mensch, denn ihn erfüllt Menschenliebe. „Die Liebe fließt bald aus dem Glauben und Hoffnung her, ja hängt so nahe daran, daß sie nimmermehr von dem Glauben bleiben kann, wenn er rechtschaffen ist“; sie „beharrt gegen den Nächsten“ auch da, „wo der Mensch nicht finden sollte, was der Liebe wert sei“.

Zu seinen Worten fügte Luther auch die Tat. Der Glaubensheld war auch ein rührend uneigennütziger Mensch. Er kam durch reiche Spenden, die er freigebig gewährt, in Schulden und mußte drei Pokale für 50 Gulden versetzen.

In Glaube und Liebe erweist der Mensch seine wahre und höchste Würde. „Wer ein Christ sein will, soll danach trachten, daß er in dem neuen Menschen, nach Gott geschaffen, erfunden werde, in wahrhaftigem Wesen der Gerechtigkeit und Heiligkeit.“

Heute muten uns diese Gedanken wie etwas Selbstverständliches an; einmal waren sie die Frucht eines harten Seelenkampfes, durch den ein Mönch zum Menschen, ein Klosterbruder zum Reformator und ein ängstliches Menschenkind zum Helden wurde.

Luther war der größte Revolutionär der Weltgeschichte; aber einer, der an der Revolution keine Freude hatte, denn in ihm überwog das Positive, das Fruchtbare, wie er ja einmal rührend sagt: Wollt' Gott, ich hätt' einem Laien mein Lebtag mit all' meinem Vermögen zur Besserung gedient, ich wollt' mir genügen lassen, Gott danken und hernach alle meine Bücher lassen umkommen.

„Der Idealismus des Deutschen ist Sehnsucht“ (Vischer). Luther war ein echter, rechter Deutscher; in seiner Brust glühte die Sehnsucht nach dem gnädigen Gott, den er solange nur als den zürnenden und strafenden sich dachte. Aus Gewissensangst und aus Sehnsucht ist die Reformation geboren und alles, was aus politischen Gründen ihr dienen oder sie nützen wollte, stieß bei Luther auf schärfste Gegnerschaft.

Langsam nur reiften Luthers religiöse Erkenntnisse, tastend schreitet er auf dem einmal betretenen Wege weiter mit jener Gewissenhaftigkeit, die dem Deutschen eigen ist. „Dem harten Kampf mit seinen Gegnern ging stets voraus ein härterer Kampf in seinem Innern“; war er aber zur Klarheit durchgedrungen, dann gab's kein „Zurück“, dann gab's nur ein „Vorwärts“.

„Indem Luther den Wust kirchlicher Ueberlieferung kühn beiseite schiebt und nur auf das reine lautere Evangelium selbst zurückgeht, breitet er zugleich vor seiner Zeit die Fülle einer Offenbarung aus, deren Einzelheiten sich ganz auf dem Niveau des neuen Geisteslebens bewegen.“ Er ist ein Genie sehr bedeutender Art, rühmt Goethe von ihm, „der uns von den Fesseln geistiger Borniertheit befreit und mit festen Füßen auf Gottes Erde gestellt hat“; noch in ferneren Jahrhunderten wird er sich als produktiv erweisen, denn — das liegt in Goethes Worten — nicht das Negative macht Luthers Größe, sondern das Positive, sein Streben, die Menschen zum Glauben, zur Bibel, zur Freiheit des Christenmenschen zu führen. „Wir wissen gar nicht, was wir Luther zu danken haben“, und bei der Erinnerung an Luthers Tat vom 31. Oktober 1517 „dürfen wir nicht gleichgültig bleiben“. „Wer sich auf das Negative wirft, zerstört sich selbst und verschwindet in Dunst,“ das haben alle jene Geister erfahren müssen, deren Größe allein in der Schärfe ihrer Kritik lag. Das schreckte auch einmal unseren Luther, als ihm Miltitz die [illegible] schilderte, die dem deutschen Volke erwachsen müßten, wenn es zwar die Kraft, zu zerstören, nicht aber die zum Bauen besäße. „Nur das Positive, das ein Mann seinem Volke gibt, vermag es zu sättigen“, und gerade hierin steht Luther unerreicht da.

Er rettete die Religion, indem er von den vergänglichen Formen, einer bestimmten zeitlichen Ausprägung, dem nicht mehr ganz klaren reinen Strom religiös-kirchlichen Lebens zu dem ewigen Evangelium zurückging und damit allerdings eine neue Autorität aufrichtete. „Auch die Freiheit muß ihren Herrn haben“ sagt Schiller, und auch das religiöse Individuum kann der Autorität nicht entbehren, soll nicht sein religiöses Leben in kraftlosen Gefühlen oder in Schwärmerei sich erschöpfen. Goethe rühmt von Luther, er hätte die Schwärmerei zur Empfindung gemacht, und trifft das Wesentliche in Luthers Frömmigkeit. Hatte sich im Mittelalter neben einer lebhaften, scholastischen Richtung in der Kirche die Mystik als eine Reaktion dagegen geregt, so wollte Luther beidem ausweichen und die Empfindung voranstellen, die aber unmöglich ist ohne Wurzelung im Gegebenen, den Tatsachen der Heilsgeschichte. Daraus zieht sie blühendes Leben und ewige Jugend. Sie lebt nicht von Begriffen, Spekulationen und Disputationen, sondern von dem, was geschehen ist, von den Taten, in die sich Gottes Gedanken einmal umgesetzt haben.

Darum Luthers Mahnung, immer wieder die Schrift zu lesen, der er gerne all seine Bücher opfern will, die ihm wie ein Baum erscheint, von dem er stets neue Früchte herabholt, so oft er auch seine Zweige schüttelte.

Freilich, er behielt der Bibel gegenüber eine gewisse Freiheit, so sehr sie ihm auch Autorität war. Sie war ihm eine Art lebendiger Autorität, wie Menschen sein können, deren Worten wir ehrfurchtsvoll lauschen, ohne alle gleichmäßig gelten zu lassen. Anders hielt es die auf Luther folgende Orthodoxie, und das ließ Lessing seufzend ausrufen: „Großer, verkannter Mann! Du hast uns vom Joche der Tradition erlöst, wer erlöst uns vom Joche des Buchstabens?“

In vier großen Revolutionen vollzog und vollzieht sich der Kampf um die Befreiung des Individuums. Das Glaubende hat Luther frei gemacht, das Denkende Kant, das Politische die Revolution, und im oft recht stürmischen Kampfe um die Freiheit der wirtschaftlich Schwachen stehen wir seit Jahrzehnten. Der religiöse Mensch aber ist der Kern des Menschen, das Innerlichste in uns sind religiöse Gedanken und Empfindungen, das Aeußerlichste sind unsere wirtschaftlichen Beziehungen, unsere Stellung im großen Wirtschaftsorganismus, bei denen es sich nur um Fragen des äußeren Lebens handelt. Der Weg der Freiheit führt von innen nach außen. Unsere ganze kulturelle Entwicklung [illegible] auf dem, der als ein größerer Archimedes eine Welt aus den Angeln hob und als ein anderer Winkelried der Freiheit eine Gasse bahnte.

Man hat Luther für alle Revolutionen verantwortlich machen wollen und dabei vergessen, daß — wie im Leben

des Einzelnen, so auch der Völker — der Menschheit Krisen — Zeiten schwerer Erschütterung — unvermeidlich, ja nötig sind, um Fremdes auszuscheiden, die eigene Kraft zu erhöhen und zu gesteigertem Leben zu gelangen.

In der Wittenberger Klosterzelle hat Luther einsam um die „Freiheit eines Christenmenschen“ gerungen, die ihm weder Messe, noch Werke, weder Papst noch Ablaß geben konnten. Hier wollte er die Antwort hören auf das schwermütige Gebet Augustins, das auch sein Gebet war: „Dic animae meae salus tua ego sum“ — Sag' meiner Seele, ich bin dein Heil. Und sein Glaube empfing die Antwort: Ja, ich bin dein Heil. In eine höhere Welt fühlte er sich emporgetragen, nicht mehr ein Knecht, sondern ein Kind Gottes, und erfuhr die Wahrheit des Apostelwortes: Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; denn die Furcht hat Pein. Wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe. (1. Joh. 4, 18.)

Da er den festen Grund gefunden und seinen Gott im Glauben ergriffen hatte, wuchs und wuchs er zu erhabener Größe heran, die ihn zu einem der gewaltigsten Herren unseres Volkes macht. Er wollte die Geister aufeinanderplatzen lassen und nicht mit dem Schwerte dreinhauen, dem Geiste sollte nur der Geist dienen, und Duldung forderte er schon in den Thesen vom Jahre 1517. Er kannte keine Furcht — „und wenn die Welt voll Teufel wär' und wollt' uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr; es muß uns doch gelingen!“ Er kennt aber auch nicht ein gewissenloses Draufgängertum, das nie nach Gründen fragt, und erbat sich in Worms Bedenkzeit, ehe er seine unsterblich gewordene Erklärung abgab.

Er war so reich in seinem Innern, daß Rationalismus und Mystik, Orthodoxie und Pietismus ihn als den Ihrigen reklamieren konnten.

Die Fülle seiner Persönlichkeit zeigen die Richtungen, die ihm folgen: Orthodoxie, dann der Pietismus und endlich der Rationalismus. Sie alle zusammen geben uns erst den Luther, dessen großes Ich sie zu lebendiger Einheit verschmelzen konnte.

Die Reformation ist keine bloß religionsgeschichtliche kirchengeschichtliche Begebenheit. Sie bedeutet viel mehr, nämlich den Uebergang vom Mittelalter zu einer neuen Zeit, von einer durch äußere Mächte gebundenen geistigen Existenz der Völker zu einem freieren Dasein.

Gewiß, er hat dem Individuum eine große Last aufgebürdet, denn er stellte es allein seinem Gott gegenüber, mit dem es ohne Führung und Vermittlung der Kirche zurechtkommen mußte; er stellte es auf eine Höhe, deren dünne Luft den Atem rauben und die leicht schwindlich machen konnte. Aber wie der Mensch einmal mündig wird und all der Hilfen entraten muß, die in der Jugend nötig waren, so muß auch das religiöse Individuum einmal auf eigenen Füßen stehen lernen.

Luther ist, trotz seiner Abneigung gegen alle Politik auch ein gewaltiger politischer Held geworden. Die Zerstörung der Obmacht der Kirche über den Staat ist ein politisches Verdienst ersten Ranges, und daß der Staat an sich eine sittliche Ordnung bedeute, ohne den Schutz der Kirche, ist eines jener zahllosen fruchtbaren Erkenntnisse Luthers, die später Selbstverständlichkeiten wurden und für die man dem großen Manne immer häufiger zu danken vergaß.

Was er mit der Bibelübersetzung unserem Volke gab, ist nicht auszureden. Was gab er ihm damit an ewigen göttlichen Gedanken, mit welchem unvergleichlichen Inhalte erfüllte er die deutsche Seele und was gab er uns mit der Sprache, in die er Gottes Gedanken mit einer Meisterschaft sondergleichen goß!

„Wir denken mit seinen Gedanken und reden mit seinen Worten“ bekannte der katholische Historiker Döllinger, und Klopstock rühmt, in keinem Volke habe ein Mann so viel an seiner Sprache gebildet, wie Luther an unserer lieben deutschen Sprache. Nun umschlingt ein starkes Band alle deutschen Stämme in Nord und Süd, in Ost und West. Mögen sie sich sprechend auch nicht verstehen, wenn sie schreiben, dann schreiben sie alle das Deutsch, das auf unseren Luther zurückgeht.

Luther hat die Arbeit geadelt, indem er jede ehrliche und gewissenhafte Arbeit, die im Ausblick zu Gott getan wird, als einen Gottesdienst betrachtet. Er hat das allgemeine Priestertum gelehrt und es der falschen Heiligkeit gegenübergestellt, die nach römischer Lehre im Klosterleben und in den Mönchswerken lag.

Er hat den Menschen dem Diesseits wiedergegeben, aber als einen, der von Gott kommt und zu Gott wieder zurückkehren soll.

Der Katholik Görres nennt die Reformation eine „große, edle Bewegung“, die aus „dem innersten Geist unseres Stammes hervorgegangen ist“. Dieser Geist ist, sagt er, „jener edle, ethische Unwille über jeden Frevel am Heiligen, jener Abscheu vor jeder moralischen Fäulnis, die sich irgendwo offenbart, jene Entrüstung, die sich gegen jeden Mißbrauch schnell erhebt, jene unzerstörbare Freiheitsliebe, die jedes Joch, das treulose Gewalt ihr aufzuerlegen sucht, früh oder spät immer abzuschütteln weiß; kurz, die ganze Masse antiseptischer Eigenschaften, die Gott in diese Nation gelegt hat, um die Fäulnis abzuwenden.“

Der Anthropologe Lapouge sagt in seiner naturwissenschaftlichen Definition des „homo Europaeus“: En réligion il est protestant.

Das Wort ist wahr, trotz aller gegenteiligen ultramontanen Behauptungen. Anders wie Rom, aber doch ist der Protestantismus eine Großmacht geworden. „Spät, aber überreich hat die Reformation in ihrem Vaterlande Früchte gebracht. Aus dem Protestantismus, der die Feuerprobe des Dreißigjährigen Krieges überdauert hat, sind unserer Nation ihre heutige Kultur und ihr nationaler Staat erwachsen.“ Religiös wie kulturell sind wir Protestanten, wir werden uns mit jedem Jahre mehr der ungeheuren Wirkungen bewußt, die von der Reformation ausgegangen sind, ohne die wir uns unser Volk, ja die Menschheit nicht mehr denken können.

In einem Schreiben an Brenz gebrauchte Luther das Gleichnis, von jenem vierfältigen Geist des Elias (1. Kön. 1, 9) seien ihm Wind, Erdbeben, Feuer zugefallen, nicht jenes stille, sanfte Sausen, in welchem der Herr seinem Propheten naht. Ja, ehe Melanchthons stille Arbeit einsetzen konnte, mußte Luther den Weg bereiten, und ehe der „Erntesegen reifen kann, müssen Donner und Blitz die Luft reinigen“. Aber auch sein Schelten und Poltern, sein Zorn und seine Grobheit kamen aus einem reinen, kindlichen Herzen, das nur ein Streben kannte und ein Ziel, die Wahrheit. An seinem Sarge bezeugte Melanchthon: „Ich bin selbst oft dazu gekommen, wie er mit heißen Tränen für die ganze Kirche sein Gebet gesprochen; auch haben wir gesehen, daß er einen sehr großen Mut und Mannheit gezeiget und sich nicht bald durch ein klein Rauschen hat erschrecken lassen, noch vor Dräuen oder Gefahr oder Schrecken verzagt worden; denn er verließ sich auf diesen gewissen Grund, nämlich auf Gottes Beistand und Hilfe.“

Prag. D. Dr. Rob. Zilchert.

---

## Im Kampf um die Weltanschauung. Die Kirche und ihre Gegner.

Als Anfang Oktober v. J. die freireligiöse Gemeinde zu Magdeburg ihr 75jähriges Bestehen feierte, wurde bei dieser Gelegenheit eine Freigeistige Woche abgehalten, deren Tendenz durch die Vorträge bei der öffentlichen Versammlung „Gegen Rom und Wittenberg“ — „Für die weltliche Schule“ hinreichend gekennzeichnet ist. Als bleibendes Ergebnis aber hat sie einen Zusammenschluß im freidenkerischen Lager gezeitigt, der in kirchlichen Kreisen nicht unbeachtet bleiben darf. Es haben sich der „Volksbund für Geistesfreiheit“, der die Freireligiösen und den Bund der Freidenker umfaßt, ferner der deutsche Monistenbund und der Bund proletarischer Freidenker zusammengeschlossen zu einer „Arbeitsgemeinschaft der freigeistigen Vereinigungen Deutschlands“. An sich ist es ein unnatürliches Bündnis. Die Gegensätze zwischen den einzelnen Gruppen sind zu groß: die Freireligiösen wollen immerhin noch Religion pflegen, wenn auch eine zeitgemäße, die mit den Ergebnissen der Wissenschaft in Einklang gebracht ist, wie sie sagen; die proletarischen Freidenker dagegen bekennen sich ausdrücklich zum Atheismus. Ebenso scharf sind die sozialen Gegensätze. Die Freireligiösen und die Monisten denken in ihrer ganzen Weltanschauung

mehr bürgerlich; die proletarischen Freidenker bekennen sich zur sozialistischen Weltanschauung unter ausdrücklicher scharfer Ablehnung des bürgerlichen Standpunktes.*) Noch im Juli 1922 erklärte die Bezirkskonferenz des Wirtschaftsgebiets „Wasserkante" der proletarischen Freidenker in einer Resolution es für unvereinbar mit den Tendenzen der proletarischen Freidenker, daß der erste Vorsitzende der ganzen Organisation, Heinecke in Dresden, gleichzeitig Mitglied des bürgerlichen Monistenbundes sein könne, und forderte seinen Austritt hüben oder drüben („Atheist", Oktober 1922). Wenn solche feindlichen Brüder sich drei Monate später in Magdeburg die Hand gereicht haben, so wird das nur erklärlich durch die „bittere Erkenntnis, daß die einzige, große, internationale Feindin, die Kirche, im Schul- und Bildungswesen Schritt um Schritt Boden gewinne", wie der bekannte freireligiöse Prediger E. Tschirn sich ausdrückt („Es werde Licht" 1922, Nr. 12, S. 391). Das aufgestellte Arbeitsprogramm enthält wenig Positives: Schutz und Ausbau der freigeistigen Bewegung; Verwirklichung der Geistes- und Gewissensfreiheit; Trennung von Staat und Kirche (weltlicher Staat), Trennung von Schule und Kirche (weltliche Schule); Förderung des Friedensgedankens und Verurteilung jeglichen Krieges; Abschaffung des Gotteslästerungsparagraphen, Forderung des weltlichen Eides, der weltlichen Friedhöfe usw. Alles hat eben bloß eine Spitze gegen das Christentum, und sonst gibt es nichts Einigendes in dieser Arbeitsgemeinschaft. Wenn darum E. Tschirn in jenem Aufsatz die neue Gründung emphatisch begrüßt und die Magdeburger Tagung das „freigeistige Nicäa" nennt, das den Aufstieg des Freidenkertums bringen werde, wie einst das alte Nicäa den Aufstieg des Christentums gezeitigt habe, so wird man ruhig abwarten, ob Nennenswertes daraus hervorgeht. Das einst so begeistert begründete „Weimarer Kartell" hat auch keine große Wirkung gehabt. Erwähnt sei auch, daß gleichfalls in Magdeburg die deutschen Freidenker mit denen der Schweiz, der Tschechoslowakei, Deutschösterreichs, ferner mit den französischen Freidenkergruppen „Action sociale" und „Arbeiter-Freidenkerbund Lothringen" eine internationale freigeistige Arbeitsgemeinschaft (Jsa) mit derzeitigem Sitz und Präsidium in Zürich gegründet haben.

Neuerdings hat einen heftigen Vorstoß gegen die Kirche unternommen der „Verein der Freidenker für Feuerbestattung", von dem der „Vorwärts" behauptet, daß er an 250 000 Mitglieder habe. Ende Oktober hat er in Berlin 20 öffentliche Versammlungen abgehalten, um für Kirchenaustritt zu agitieren. Wichtiger aber ist, daß er auf seiner letzten Generalversammlung beschlossen hat, nicht nur wie bisher die Beteiligung eines Geistlichen an Bestattungsfeiern abzulehnen, sondern von den neueintretenden Mitgliedern auch die Bescheinigung über erfolgten Kirchenaustritt zu verlangen und unter den bisherigen Mitgliedern energisch für Kirchenaustritt zu arbeiten („Vorwärts" 1922, Nr. 515). Da die Bestattungskosten recht hoch sind und dieser Verein noch verhältnismäßig geringe Beiträge fordert, liegt hier für viele eine Versuchung vor. Die Kirche Großberlins ist ihr erfolgreich entgegengetreten, indem sie eine eigene, gut arbeitende kirchliche Bestattungsversicherung ins Leben gerufen hat, wo der Einzelne gegenwärtig sich bis zu 100 000 Mark versichern kann. München und die beiden Mecklenburg sind diesem Beispiel gefolgt. Interessant ist, daß in Nachahmung kirchlicher Sitte der „Verein der Freidenker für Feuerbestattung" am letzten Totensonntag in einem Saale eine Toten-Gedächtnisfeier veranstaltet hat mit dem früheren USPD.-Abgeordneten Crispien als Redner. Ein Gleiches hat auch der „Volksverein für Feuerbestattung" getan, der die Mitwirkung von Geistlichen freigibt. Er hatte als Redner den Pfarrer Bleier aus Charlottenburg („Vorwärts", 23. Nov., abds.).

Wenn man mit Hilfe einer billigen Feuerbestattung die Kirchenaustrittsbewegung neu zu beleben sucht, so liegt darin das Eingeständnis, daß sie nicht mehr nach Wunsch vorwärtsgeht. In der Tat ist es so. Nach allen vorliegenden Meldungen hat eine rückläufige Bewegung eingesetzt. Es seien einige Beispiele genannt: Reichenbach i. Schl. meldet 1081 Austritte für 1920 und bloß noch 29 für 1921, dagegen 372 Rücktritte bis Ende 1921 („Ev. Kirchenbl. f. Schl." 1922, Nr. 4). Breslau verzeichnet 5553 Austritte und 1231 Rücktritte für 1921 (ebenda 1922, Nr. 24). In der Provinz Sachsen gab es nur 906 Rücktritte i. J. 1920, dagegen 1921 schon 5627. In Schlesien und Westfalen hat sich die Zahl von einem Jahr zum anderen verdoppelt; in Schleswig-Holstein versiebenfacht. In Reuß j. L. traten allein 2661 im Jahr 1921 wieder in die Kirche ein. Den Gesamteintritt in Deutschland darf man für 1921 auf etwa 40 000 schätzen („Reichsbote" 5. Dez. 22).

In dem literarischen Kampf gegen das Christentum ist bemerkenswert, daß die „Ketzerbibel" von Hugo Efferoth (Verlag der proletarischen Freidenker in Dresden) bereits in 169 000 Exemplaren erschienen ist und die Zeitschrift der „Atheist" in 45 000 Exemplaren gedruckt wird. Im gleichen Verlag hat Efferoth kürzlich eine neue Schrift herausgegeben mit dem bezeichnenden Titel: „Himmel-Fimmel. Die lustigen Bibelforscher. Eine Studie zur Sektenseuche der Gegenwart." Ebenso spricht deutlich der Titel der Schrift von A. Knauer „Die geschlechtlichen Verirrungen und ihre Beziehungen zur Religion" (ebenda 1922). Niedriger gehängt sei eine Kritik, die seitens des Bundes der Atheisten an dem bekannten Berliner Historiker Prof. Dr. Eduard Meyer wegen seines Werkes „Ursprung und Anfänge des Christentums" 1921 geübt wird („Für gottfreies Menschentum" 1922, Nr. 3). Es wird ihm vorgeworfen, er habe seine Aufgabe als historischer Forscher vergessen und sei mit derselben naivgläubigen Einfalt an die vulgären Quellen herangetreten, wie sie selbst ein Theologe von Fach nicht überbieten könne. Ueberschrieben ist der ganze Artikel: „Die Wissenschaft als gefällige Magd."

Die evangelische Kirche hat es schlimm. Sie kann machen, was sie will; immer wird an ihr herumgetadelt. Viele haben sich z. B. gefreut über die Kundgebung des Deutsch-evangelischen Kirchenausschusses zur Kriegsschuldlüge; die „Welt am Montag" (27. 11. 22) dagegen bringt die, freilich anonyme, Zuschrift eines evangelischen Pfarrers, die sich dagegen wendet, und u. a. bemerkt:

„Mit dieser Erklärung macht sich der Deutsch-Evangelische Kirchenausschuß im Auslande nur lächerlich. Daß die kaiserliche Regierung am Kriege mit schuld ist, ja am unmittelbaren Ausbruch des Krieges vielleicht die Hauptschuld trägt, ist so ziemlich die öffentliche Meinung aller aufgeklärten, vorurteilsfreien Kreise in und außerhalb Deutschlands." Das Blatt fügt zu der Zuschrift hinzu: „Wir möchten zu der an das Ausland gerichteten Kundgebung des Evangelischen Kirchenausschusses nur kurz bemerken: Herr, vergib ihnen, denn sie schreiben über die Kriegsschuldfrage, von der sie nichts wissen!"

Dem gegenüber kann man sich nur trösten, daß die Kirche sicher das Rechte getan hat, wenn die „Welt am Montag" daran etwas zu kritisieren hat.

Berlin-Schöneberg. M. Stäglich.

---

*) Vergleiche „Volkskirche" 1922, Nr. 11: „Die Kirche und ihre Gegner", S. 162.

## Gedanken und Wünsche zur Reform des Gottesdienstes.

(Vergleiche „Volkskirche" 1921 Nr. 17/18, 20, 23; 1922 Nr. 1, 3, 8, 14, 16.)

### 9. Schlußthesen.

(Aufgestellt für die Verhandlungen des Wissenschaftlichen Predigervereins in Hannover am 16. Mai 1922.)

1. Eine Volkskirche umfaßt ihrem Wesen nach sehr verschiedene Stufen und Höhenlagen des frommen Bewußtseins, wird es deshalb in ihren gottesdienstlichen Formen niemals dahin bringen können und wollen, daß alle Darbietungen für alle geeignet oder in gleicher Weise geeignet sind. Die Glieder einer Volkskirche dürfen deshalb bei Beurteilung der gottesdienstlichen Formen nicht lediglich vom persönlichen Bedürfnis ausgehen.

2. Da das religiöse Leben wie alles Leben in Wellenlinien verläuft und seine Ebben und Fluten hat, da außerdem ein langsamer aber ständiger Wechsel ist in dem, was im Vorder- und Hintergrund steht, ist das Sichabwenden von Formen und Einrichtungen des Gottesdienstes in der einen

Zeit noch kein Beweis, daß folgende Geschlechter ebenso empfinden. Zudem sind viele Formen so beschaffen, daß sich ändernde Zeiten einen verschiedenen Sinn hineinlegen können.

3. Gottesdienstliche Formen pflegen besonders lange über die Zeit hinaus zu bestehen, in der sie geeignetes Mittel zur Befriedigung der frommen Bedürfnisse waren und, wie sie oft aus tieferen Stufen des religiösen Lebens ohne innere Gründe übernommen sind, so werden sie leicht über die rechte Zeit hinaus durch das Beharrungsvermögen oder durch äußeren Zwang, also durch nicht im Religiösen liegende Gründe erhalten.

4. In der hannoverschen Landeskirche hat mehr noch als in mancher anderen Landeskirche gesetzliche Festlegung und straffe Hütung der gottesdienstlichen Formen die Neigung zu theoretischer und praktischer liturgischer Arbeit bei vielen Pastoren und die Liebe zum Gottesdienst bei vielen Gemeindegliedern geschädigt, vielfach auch beigetragen zur völligen Abwendung vom Gottesdienst, ja zur Ablehnung der Kirche.

5. Warnung vor leichtfertiger Neuerungssucht ist auf dem Gebiet des gottesdienstlichen Lebens besonders nötig. Anderseits darf aber gerade eine Volkskirche die rechtzeitige Weiterbildung der gottesdienstlichen Formen nicht versäumen, vor allem es nicht leicht nehmen, wenn in den lebendigen und nach vorwärts gerichteten Kreisen Unzufriedenheit und Ueberdruß immer stärker hervortreten.

6. Abschaffung, Umgestaltung, Erneuerung gottesdienstlicher Formen darf nicht nur „der sich spontan vollziehenden Entwicklung" überlassen werden, auch kann nicht verkannt werden, daß, je einseitiger demokratische Gestaltung durchgeführt und der Geschmack der Masse entscheidend wirkt, desto größer auch die Gefahr der Verflachung und des Zurücksinkens in Wertloses wird. Kirchenvorstände und Synoden, weitblickende Kirchenleitung und vor allem ein regsamer Pfarrerstand haben rechtzeitig dafür zu sorgen, daß die Gottesdienste dem Gemeindebedürfnis angepaßt und die Wege gesunder Reformation nicht geschädigt werden durch zu starres Festhalten am Bestehenden, dem allzu leicht radikale Beseitigung folgt.

7. Wenn Aeußerungen des Pastors über gottesdienstliche Fragen leicht der Argwohn entgegengebracht wird, daß sein persönliches und berufliches Interesse beteiligt ist, so darf er sich doch seiner höheren Einsicht als Fachmann und muß sich seiner besonderen Verantwortung für die Weiterentwicklung bewußt bleiben. Nicht soll er seine Bedürfnisse und Wünsche der Gemeinde herrschsüchtig ausdrängen, aber er darf auch bessere Einsicht nicht falschen Wünschen aus der Gemeinde zum Opfer bringen, und er vor allen anderen hat dafür zu sorgen, daß in der Weiterentwicklung sich energisch geltend macht die Richtung auf das Reichere, Reinere, Bessere, auch die Richtung auf das im rechten Sinne Bekenntnismäßige, so daß die Gottesdienste immer besser die Aufgabe erfüllen, Menschen „so zum Erleben der demütigenden und erhebenden im Christentum geschenkten Gnade Gottes zu bringen, daß sie ihres Verdienstes darüber vergessen".

8. Die sonntäglichen Gottesdienste haben anders wie in früheren Zeiten mit wertvoller, aber auch mit böser Konkurrenz zu rechnen. Aber gute Sonntagssitte und vom großen Teil der Gemeindemitglieder regelmäßig besuchte Gottesdienste sind in ihrer Bedeutung auch heute sehr hoch einzuschätzen. Nach breitester religionsgeschichtlicher und reicher kirchengeschichtlicher Erfahrung treibt Frömmigkeit normalerweise zur Gemeinschaft, wird aber auch durch die Gemeinschaft geweckt. Verfall des gottesdienstlichen Lebens führt notwendig zum Verfall der Frömmigkeit. Wenn der Gedanke der „lebendigen Gemeinde" und die Arbeit in der Richtung dieses Gedankens nicht auch zu neuer Blüte des gottesdienstlichen Lebens führt, ist das Wichtigste nicht gewonnen.

9. Der mit mannigfaltigem Inhalt, nicht nur mit kirchlichen Veranstaltungen ausgefüllte Sonntag ist vom Standpunkt des evangelischen Christentums zu begrüßen, aber um so mehr muß es wieder Sitte werden, daß die Zeit des Gemeindegottesdienstes sorgfältiger von anderen Veranstaltungen frei gehalten wird, wie sich auch die umgekehrte Verpflichtung ergibt, mit der Zeit des Gottesdienstes nicht unnötig zu wechseln, so daß mit einer feststehenden Kirchzeit gerechnet werden kann.

10. Feste Ordnung im Gang des Gottesdienstes und ein gewisses Maß fester und regelmäßig wiederkehrender Bestandteile wird auch in Zukunft für eine Landeskirche um der Einheit willen und aus praktischen Gründen wünschenswert sein, aber die über das Notwendige hinausgehende Festlegung muß freierer Bewegung im liturgischen Teil des Gottesdienstes weichen, so daß sorgfältigere Auswahl im einzelnen auch bei feststehender Ordnung im ganzen, ein Hinausgehen über den Bestand der Agenden an Sprüchen, Gebeten usw., nicht so regelmäßige Wiederkehr fester Bestandteile, zeitgemäßere Sprache, einheitliche Ausgestaltung des einzelnen Gottesdienstes, überhaupt die sorgfältigere Pflichterfüllung des Liturgen möglich wird.

11. Die Befürchtung wegen der Verheerungen, die pastorale Willkür und pastorales Ungeschick bei Gewährung größerer Freiheit anrichten können, werden gemildert durch die dann gleichzeitig eintretende Führung seitens geschickter und liturgisch vorbildlicher Pfarrer. Zudem ist der Schaden, der durch Willkür einzelner Pfarrer oder einzelner Gemeinden angerichtet werden kann und gegen den Gegenwirkungen möglich sind, kaum größer, als wenn dem Pfarrer nur in der Predigt Freiheit zur eigenen Gestaltung verbleibt, er aber im übrigen nur als „Funktionär des Kirchendienstes" erscheint.

12. Gottesdienstordnungen mit dem Gesang des Liturgen bieten dem Fortschritt größere Schwierigkeiten als Ordnungen mit sprechenden Liturgen, eröffnen aber auch Möglichkeiten mannigfaltiger Belebung und Bereicherung.

13. Der „hochkirchlichen Vereinigung" ist zu danken für das Hervorholen wertvoller alter Bestandteile des Gottesdienstes, für die Warnung vor dem Uebergewicht des Lehrhaften, für das Gewichtlegen auf würdige Formen. Bedenklich ist das Streben nach noch weitergehenden gesetzlichen Bindungen, das teilweise einseitige Schauen auf das Erbe der Vergangenheit, das der Fortentwicklung gefährlich werden kann, und die Neigung zu katholisierenden Sitten und Gedanken, eine Neigung, die sicher zu gerechterer Wertung mancher Einrichtung und Gabe der katholischen Kirche auf dem Gebiete des Gottesdienstes, aber auch zum Herabsinken von Reinheit und Höhe evangelischer Kultusauffassung und zur Rückkehr zu unterchristlichen Vorstellungskreisen führen kann.

14. Wenn in liturgischen Gebeten falscher Modernismus zu Nüchternheit in der Sache und Alltäglichkeit in der Form führt, wie sie der gehobenen Stunde des Gottesdienstes nicht entspricht, so hat der allzu konservative Zug und die gesetzliche Festlegung zur Erhaltung unhaltbar gewordener Vorstellungen, falscher Feierlichkeit und Umständlichkeit, wirkungsloser Altertümelei, unnötiger Häufung gleichbedeutender Begriffe geführt, hindert weite Schichten an innerer Teilnahme und schädigt den kirchlichen Kredit auch in anderen Beziehungen.

15. Je mehr dem einzelnen Gottesdienst eine Gesamtidee zugrunde gelegt wird, muß der Forderung von Smend zugestimmt werden, daß nicht in jedem Gottesdienst alle Anliegen der Christengemeinde in der Fürbitte zum Ausdruck gebracht werden müssen und zum Wesen des Gebetes nach der Predigt möglichste Vollständigkeit nicht gehört. Dem Stillgebet muß mehr Raum gegeben werden.

16. An Gesangbüchern sollte in jeder Landeskirche ständig von einer kleineren, aber dauernd beauftragten Kommission gearbeitet werden, was gleichzeitig der zu erstrebenden größeren Einheit im deutsch-evangelischen Kirchengesang wie der Berücksichtigung der landeskirchlichen Sonderwünsche zu dienen vermöchte. Das Gesangbuch der hannoverschen lutherischen Landeskirche, seinerzeit einen Fortschritt bedeutend, hat doch so stark an den Schranken der Reaktionsperiode teil, daß es der Ergänzung oder Ersetzung durch ein neues bedarf, um der Gemeinde einen größeren Schatz für den Gottesdienst brauchbarer Lieder, besonders auch die in den letzten Jahrzehnten entstandenen zuzuführen.

17. Daß den altkirchlichen Episteln und Evangelien auch 400 Jahre nach der Reformation noch eine so hervorragende Stellung im sonntäglichen Gottesdienste angewiesen wird, entspricht nicht dem Reichtum der Bibel, verkürzt Wert-

vollstes zugunsten manches Wertlosen, ist ein Unrecht gegenüber der Gemeinde, weil dabei die gegenwärtigen Bedürfnisse und die Veränderung unserer geistigen Welt nicht genügend bedacht werden. Auch hindert es den einheitlichen Aufbau des einzelnen Gottesdienstes. Aber auf die Dauer wird auch eine Erweiterung der Lesungen nicht ausreichen, die sich nur auf die Bibel beschränkt. Die Darbietung des besten religiösen Gutes aus dem reichen Schatz der christlichen Jahrhunderte und aus anderen Zusammenhängen wird immer dringenderes Erfordernis.

18. Nicht nur die Rücksicht auf einen Teil des Pfarrerstandes und seine gottesdienstliche Freudigkeit, sondern vor allem der für viele nachdenkliche und ernste Gemeindeglieder immer größer werdende Anstoß nötigt zur Zurückstellung, an anderen Orten zur Beseitigung der Vorlesung des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses. Die Begründungen, um die Beibehaltung zu rechtfertigen, sind zu verstehen, teilweise auch vom Standpunkte der Volkskirche nicht immer zu tadeln, dienen aber leicht dazu, den Ernst des Tatbestandes zu verhüllen, und sind auf die Dauer unhaltbar.

19. Bezüglich der Stellung der Predigt im ganzen des Gottesdienstes kann der Forderung „maßvollen Zurücktretens" nicht widersprochen, aber gleichzeitig nur der Ueberzeugung Ausdruck gegeben werden, daß die Predigt in evangelischen Kirchen der Mittelpunkt des Gottesdienstes bleiben muß und von höchsten Anforderungen an geistige Arbeit und frommes Erleben des Predigers nichts abgebrochen werden darf. Im übrigen werden auf Grund der aus Gemeindekreisen geäußerten Gedanken und Wünsche noch folgende Sätze aufgestellt:

a) Auch bei sich steigernden Anforderungen wird mit großer Uebereinstimmung der kürzeren Dauer der Predigt das Wort geredet.

b) Die Predigt soll nicht bloß Verkündigung eines objektiven Stoffes, dem durch Schriftautorität oder Bekenntnis Geltung zukommt, sondern Zeugnis vom frommen Erleben des Predigers sein.

c) Die Predigt soll theologisches Interesse weder voraussetzen noch zu erwecken suchen, sondern ihre Aufgabe in der Erweckung und Pflege praktisch-lebendigen Christentums sehen.

d) Der Prediger soll nicht zu viel Zeit auf Erfassung vergangener Situationen und Ueberzeugungen, auch alttestamentlicher oder neutestamentlicher Zeitverhältnisse, verwenden, sich auch durch „Schriftgemäßheit" nicht zu sehr binden lassen, sondern die Gegenwartsgemeinde mit ihren Fragen und Bedürfnissen beständig vor Augen haben.

e) So berechtigt die Ablehnung politischer Predigt ist, so gefährlich die Abneigung gegen die vaterländischen und sozialen Aufgaben der Predigt.

f) Nach Allgemeinverständlichkeit und Volkstümlichkeit zu streben darf der Prediger nie aufhören, soll aber auch der großen Gefahr für den Gottesdienst eingedenk sein, wenn an die geistige Fassungskraft zu geringe Anforderungen gestellt werden.

g) Ueber der Hauptaufgabe der Predigt auf das Gemüt zu wirken darf die Aufgabe an der religiösen Erkenntnisbildung und an der sittlichen Willensbildung zu arbeiten nicht vernachlässigt werden.

h) Aus „Bekehrungs- und Evangelisationspredigten" kann gelernt, aber ihre Gefahren müssen sorgfältig beachtet werden.

i) Zur Versöhnung des naturwissenschaftlichen und christlichen Geistes und zur Gewinnung universalerer Art in der Frömmigkeit hat die Predigt wertvolle Beiträge zu leisten, weniger durch Polemik gegen überwundene Ueberzeugungen als auf indirektem Wege und durch größere Offenheit.

Taube.

---

## Böhmen. *)

Das Verhältnis von Kirche und Staat ist immer noch heißes Eisen: Beide Teile versuchen gelegentlich einen nicht allzu böse gemeinten Vorstoß, hüten sich aber wohlweislich, die grundsätzlichen Fragen aufzurollen oder einen ernsten Streit hervorzurufen. Kennzeichnend für diese Plänklergefechte ist der Streit um eine Domherrnernennung in Brünn. Das bischöfliche Ordinariat benachrichtigte die Landesregierung von einer vollzogenen Ernennung, diese legte den Bericht dem Unterrichtsministerium vor, das die Ernennung zur Kenntnis nahm und den Antrag stellte, keinen Einspruch zu erheben. Obgleich also der Vorgeschlagene bestätigt wurde, erhob das bischöfliche Ordinariat erst beim Ministerrat und dann beim Obersten Verwaltungsgerichtshof Beschwerde: Die Regierung habe hier überhaupt nichts zu genehmigen oder zu versagen, sondern es habe nur der österreichische Kaiser hier ein ihm vom päpstlichen Stuhl eingeräumtes „Privileg" besessen, das nun aber mit dem Sturz des österreichischen Kaisertums erloschen sei. Gleichzeitig wurde dieselbe Beschwerde wegen eines ganz ähnlich gearteten Falles in Olmütz erhoben. Die Ordinariate hatten aber kein Glück mit ihrer allerdings streng kanonischen Privilegientheorie, der Oberste Verwaltungsgerichtshof erklärte die von der früheren österreichischen Regierung ausgeübten Rechte für einen Ausfluß der staatlichen Hoheit, und somit seien auch alle diese Rechte von der österreichischen Regierung auf die tschechoslowakische Republik übergegangen. Aber auch auf staatlicher Seite ist man sehr empfindlich. So schrieb, als der päpstliche Stuhl in einer Entscheidung die Zugehörigkeit und die Jurisdiktion der Vorsteher des Prämonstratenser- und des Kapuzinerordens in der Tschechoslowakei anderweitig regelte, das Regierungsblatt „Slovenski Dennik", daß diese päpstliche Entscheidung in Regierungskreisen helle Empörung hervorgerufen habe; die Regierung sei entschlossen, ihre Rechte durch ein neues Gesetz zu wahren, damit den ausländischen, nicht erwünschten persönlichen Einflüssen ein Ende bereitet werde. („Schles. Volksztg." vom 9. Dezember 1922.)

Aber das sind nur Plänkeleien. Offiziös wurde Anfang Dezember erklärt, daß unter den Vorlagen für die nächste Tagung des Abgeordnetenhauses zwar eine kirchenpolitische Vorlage sein werde, daß es sich aber keineswegs um irgendein Rahmengesetz oder etwas ähnliches handle, wodurch die Trennung zwischen Kirche und Staat durchgeführt werden soll. Es handle sich nur darum, daß nach der Aufhebung des Konkordats gewisse Lücken in Gesetzgebung und Verwaltung geblieben seien, und sich ein Gewohnheitsrecht ausgebildet habe, welches auf keiner gesetzlichen Grundlage beruht. Diese Lücken auszufüllen, sei die Aufgabe von Spezialgesetzen, die jetzt dem Parlament etappenweise zugehen sollen. Noch deutlicher ist die Sprache, die der Universitätsprofessor Dr. A. Hobza in dem deutsch geschriebenen Prager Regierungsblatte führt. Er schreibt unter der Ueberschrift „Das Verhältnis von Staat und Kirche":

„Nach dem politischen Umsturz des Jahres 1918 wollte das tschechoslowakische Volk fast einstimmig — so war der Eindruck — die Trennung von Kirche und Staat. Das Kabinett Tusar hat diese Forderung offiziell akzeptiert und in sein Regierungsprogramm aufgenommen. Die provisorische Verfassung enthält jedoch über dieses Problem kein Wort, die definitive Verfassung schweigt ebenfalls zu diesem Thema.

Die Situation der inneren Politik der tschechoslowakischen Republik zeigte im Laufe der Jahre immer deutlicher,

*) Unter dieser zusammenfassenden Ueberschrift berichtet die „Wartburg" schon seit mehreren Jahren regelmäßig über die religiösen Bewegungen im tschechischen Volk (und zwar im ganzen tschechischen und slowakischen Sprachgebiet): über die tschechoslowakische Nationalkirche, über das Verhältnis von Kirche und Staat. Es ist noch nicht genügend bekannt, daß Böhmen derzeit auf religiös-kirchlichem Gebiet das interessanteste Land der ganzen Welt ist, und daß man zumal auf römischer Seite sich hier der ernstesten Gefahr seit der Reformation gegenübersieht. Unsere Freunde in Böhmen werden dringend um Zusendung von einschlägigen Zeitungsausschnitten gebeten.

Hr.

daß eine baldige Realisierung der Forderung nach Trennung der Kirche vom Staate unmöglich sei. Eine Zeitlang operierte man mit dem Gedanken einer sukzessiven Durchführung der Trennung mit Hilfe von Spezialgesetzen, zu denen die Einführung der obligatorischen Zivilehe, der staatlichen Matrikenführung und anderes gehören sollten. Gleichzeitig sollten verschiedene unaufschiebbare Fragen des Staatskirchenrechtes durch spezielle Gesetze im Rahmen des herrschenden Systems der Einheit zwischen Staat und Kirche geregelt werden. Hierher rechnete man insbesondere die staatliche Nominierung höherer kirchlicher Würdenträger, die Mitbenützung der katholischen Kirchen und Friedhöfe durch andere Konfessionen, die staatliche Regelung der Feiertage, die Neufixierung der kirchlichen Amtssprengel im Sinne ihrer Akkomodation an die Staatsgrenzen.

Aber auch der Gedanke einer sukzessiven Realisierung der Trennung scheint undurchführbar zu sein. Nach den letzten Kundgebungen der Regierung zu urteilen, gelangen demnächst nur zwei Vorlagen zur parlamentarischen Verhandlung, nämlich der Entwurf über die Regelung der Feiertage und die Vorlage über die Mitbenützung der katholischen Kirchen und Friedhöfe (das sogenannte Simultaneum). Später sollen auch andere Fragen des Staatskirchenrechtes einer Neuregelung unterzogen werden. Dahin gehören das kirchliche Vermögens- und Patronatsrecht, die theologischen Seminarien und Fakultäten und die Nomination.

Wie man sieht, beinhaltet dieses Arbeitsprogramm keine Vorbereitung zur Trennung der Kirche vom Staate, keine obligatorische Ziviltrauung, keine staatliche Matrikenführung. Die von seiten der Regierung seinerzeit eingesetzte Trennungskommission wurde zwar nicht aufgehoben, ihr Name deckt sich aber nicht mehr mit dem Inhalt ihrer Arbeiten.

Die Trennung von Staat und Kirche läßt sich auf revolutionärem oder auf friedlich-evolutionärem Wege durchführen. Jener ist leichter (?) und führt rascher und bald (?) zum Ziele, dieser ist schwer und langwierig. Die tschechoslowakische Revolution hat auf das Verhältnis von Kirche und Staat vergessen. Für eine friedliche Realisierung des Trennungsgedankens fehlt es in der tschechoslowakischen Republik vorläufig an den notwendigen inner- und außenpolitischen Voraussetzungen. Man wird sich also für einige Zeit mit dem von Oesterreich übernommenen System der Staatshoheit und des Staatskirchentums zufriedenstellen müssen."

Durch solche Aeußerungen wird nach zwei Seiten deutlich abgewinkt: nach der doktrinär-radikalen, wo man einen möglichst schroffen Bruch mit der religiösen Vergangenheit wünscht; aber auch nach einem starken Flügel der klerikalen Partei, wo man sich danach sehnt, die letzten Rücksichten, namentlich auch die finanziellen Rücksichten, zu denen man sich dem kulturkämpferischen Staate gegenüber genötigt sieht, sobald wie möglich loszuwerden.

Die innere Entwicklung in der tschechoslowakischen Kirche hat nun, wie es scheint, zu der inneren Krise geführt, deren Kommen mit Sicherheit zu erwarten war. Der Versuch, die Welt des Ostens in der Gestalt der orthodox-morgenländischen Kirche mit der Welt des Westens, und zwar des französischen Westens mit dem Untergrund positivistischer Philosophie, zu vereinigen, versprach wirklich auf die Dauer keinen Erfolg. Wenn wir der allerdings hier nicht unbedingt zuverlässigen „Salzburger Kath. Kirchenzeitung" (47) Glauben schenken dürfen, ist schon ein gänzlicher Bruch vollzogen. Anlaß bot ein von Dr. Farsky, dem Patriarchen der tschechoslowakischen Kirche, und dem ihm befreundeten Professor Kalous veröffentlichter Katechismusentwurf, der zunächst eine Privatarbeit seiner Verfasser war, aber vom Prager Diözesanrat gutgeheißen. Dieser Katechismusentwurf wurde am 12. Oktober 1922 durch den orthodox-morgenländischen Bischof Dositej von Nisch, der als Abgeordneter des serbischen Patriarchen die tschechoslowakische Kirche zu organisieren hatte, als „außerhalb der Grundlage aller christlichen Bekenntnisse stehend" verurteilt und die Angehörigen der Kirche aufgefordert, ihn zu verwerfen. Aber in Böhmen stellte sich die Mehrzahl auf die Seite ihres Patriarchen, und nur eine kleine Minderheit hat sich auf die Seite Dositejs gestellt und eine neue orthodoxe tschechoslowakische Kirche gegründet; in Mähren, wo Dositej während der Abwesenheit des nach Amerika gereisten Bischofs Gorazd Pawlik als sein Stellvertreter das Bistum leitet, hält die ausgesprochene Mehrheit zu Dr. Farsky, und sogar die kleine, 24 000 Seelen zählende schlesische Gruppe hat sich unter der Führung des Pfarrers Stibor von Radwanitz von Dositejs „orthodoxer Orientierung" losgesagt und eine eigene Diözese gebildet. Dr. Farsky seinerseits protestierte in einem offenen Brief an Dositej, es folgte eine mündliche Aussprache, in der angeblich Dositej erklärt habe, daß er seine Sendung nach Böhmen als beendet betrachte und sich nach seinem eigenen Bischofssitze zu begeben beabsichtige. Später aber brachte die „Narodni Demokracie" eine Einsendung des Dozenten Kopal-Stehnle von der evangelisch-theologischen Fakultät in Prag, in der gesagt wurde, Farsky habe gelogen, als er behauptete, Dositej betrachte seine Sendung als beendet. Dositej habe niemanden etwas derartiges gesagt, er habe vielmehr Dr. Farsky gegenüber erklärt, mit ihm persönlich habe er ausgeredet, weil er sich von ihm nicht länger hinters Licht führen lassen wolle. — Damit stimmt allerdings eine Meldung nicht ganz überein, wonach am 23. November vom mährischen Diözesanrat in Olmütz Gorazd Pawlik endgültig zum Bischof erwählt wurde, und eine Zuschrift des (noch abwesenden) Pawlik verlesen wurde, wonach er die Wahl nur annehmen könne, wenn die Versammlung an seinen Grundsätzen, d. h. an der orthodoxen Orientierung, festhalte. Die Versammlung einigte sich dann auf eine Entschließung, die alle Versuche, die Einheit zu stören, abwies — was natürlich verschieden gedeutet werden kann. Jedenfalls also ist die Lage noch höchst verworren. Hr.

---

## Deutsch-protestantische Rundschau.

**Glossen zur Tagesgeschichte.** Eine in Berlin erscheinende amerikanische Zeitung (wir haben in Berlin, wenn es so fortgeht, demnächst mehr fremde als einheimische Zeitungen) brachte etwa 14 Tage nach dem Einfall der schwarzen und weißen Nigger ins Ruhrgebiet die alarmierende Nachricht, die Fremden seien in dem empörten Deutschland ihres Lebens nicht mehr sicher. Dem konnte ja zum Glück ein anderer Amerikaner sofort widersprechen, nirgends werde den Fremden ein Haar gekrümmt. Soll man sich jetzt über dieses Lob eigentlich freuen oder ärgern? Es soll ja seither — in Königsberg, glaube ich, ein Franzose auf der Straße einen Stockhieb abbekommen haben; es geriet ja seither in Bochum ein allzu unverschämter Franzose unter eine entrüstete Arbeitermasse, die ihm die Waffen wegnahm und ihn übel zurichtete (Heute ist zu lesen, daß er sein Leben drangeben mußte.) Und eine Freude wird an solchen Vorkommnissen kein Mensch empfinden. Wir können uns aber auch nicht entschließen, darüber zu weinen, wie ein Teil der Berliner Presse. Man müßte uns schließlich in der Welt für ein Volk von Hunden ansehen, die keine andere Behandlung, als Prügel verdienen, wenn wir das, was uns jetzt widerfährt, nicht anders erwidern möchten, als mit fortgesetzten Protesten. Eine wüste Soldateska bricht in dasjenige Stück europäischer Erde gewaltsam ein, das die höchste zivilisatorische Entwicklung aufweist, den ausgebildesten Gewerbefleiß, den feinmaschigsten Verkehr. Sie verhaftet wild drauf los, leitende Führer und untergeordnete Beamte, Präsidenten und Krämer, die ihre Heringe nicht an die Briganten verkaufen wollen; sie führt ein Schreckensregiment ein, verlangt den Ehrengruß vor ihren Offizieren und ihren Abzeichen; ruhige Bürger werden verprügelt, Schulen, Krankenhäuser und dergleichen weggenommen, Männer, ja Kinder erschossen und erschlagen — wohlgemerkt, alles im sogenannten Frieden. Ja, glaubt man denn in der Welt, ein Volk, das solches erdulden müsse, werde sich nicht auch einmal aufbäumen? Irland, Aegypten, Indien, die Türkei erzählen doch unseren Bedrängern: Eine Grenze hat Tyrannenmacht. Nein, wir können uns wirklich nicht entschließen, in Weherufe auszubrechen, wenn da oder dort einmal auch die deutsche Lammsgeduld reißt und die Selbstbeherrschung mal nicht für das Um und Auf der Mannestugend angesehen wird.

Aber etwas anderes ist natürlich die Frage, ob uns die Franzosen mit ihrem Schweif von ebenbürtigen Raubvölkern nicht durch planmäßige, ausgesuchte Mißhandlung zu Verzweiflungsausbrüchen herauszulocken versuchen. Möglich, sogar wahrscheinlich. Dann möge aber der Klüngel von Verantwortlichen, der hinter solchen Plänen steckt, von Besonneneren daran gemahnt werden, daß er ein frevles Spiel mit Furchtbarem treibt. Wenn einem unserer romanischen Feindvölker: Franzosen, Ita-

lienern, Belgiern auch nur ein Zehntel von den Qualen geboten worden wäre: der Volkskrieg mit Gift und Dolch und Dynamit wäre schon längst ausgebrochen. Und bei einem solchen heimlichen Volks- und Bandenkrieg helfen keine Tanks und keine leichte und schwere Artillerie. Gegen Irland hat England seine ganze bewaffnete Macht aufgeboten, und zuletzt doch nichts erreichen können. Aber: unerhörte Greuel werden durch das Wort Volkskrieg heraufbeschworen. Feuer lodern auf, die am Rhein und an der Maas nicht Halt machen werden. Am Kanal auch nicht. Darum: Cavete! Und wer noch zu löschen vermag, der eile! Hr.

## Deutsches Reich.

**Die Frau und das katholische Priestertum.** Die Nachrichten, daß in der evangelischen Kirche Frauen zum theologischen Studium zugelassen wurden, und daß sie auch nicht nur als Oberlehrerinnen oder im Anstaltsdienst oder an der Krankenhausseelsorge bei Frauen, sondern auch im pfarramtlichen Hilfsdienst Anstellung gefunden haben, wurden von der katholischen Presse in der Regel mit etwas spöttischen Bemerkungen wiedergegeben. Um so größer ist die Ueberraschung, wenn wir jetzt in der „Germania“ (28. Januar) von Bestrebungen in der katholischen Frauenwelt lesen, die auf die Eroberung des Priesterberufs abzielen. Eine der Verfechterinnen dieser Ziele, Margarete Adam in München, vertritt diese Bestrebungen schon seit drei Jahren, ja sie teilt mit, daß die Münchener Aerztin Dr. Emanuele Meyer schon seit einem Jahrzehnt „an ihrem Modell des weiblichen Priesters meißelt“. Doch ist man erst vor etwa zwei oder drei Jahren aus katholischen Frauenkreisen heraus an einige deutsche Bischöfe herangetreten mit derartigen Förderungen, die hauptsächlich in der Gewährung von „Beichtmüttern“ gipfelten. Aber wenn schon die Verwaltung des Bußsakraments Frauen anvertraut werden soll, so war es nur natürlich, daß man für die Frauen auch das ganze Priestertum forderte. Eine Gruppe will sich allerdings mit der eigentlichen Seelsorge begnügen, d. h. mit dem Unterricht (auch auf der Kanzel) sowie mit der Spendung der Sakramente einschließlich des Bußsakraments, aber mit Ausschluß des Meßopfers.

Die „Germama“ meint, beide Gruppen werden (was wohl auch zutreffen wird) nur einen geringen Anhang haben, warnt aber davor, die Sache, die bis jetzt ja noch auf die akademischen Kreise beschränkt sei, leicht zu nehmen. „Die Besorgnis, es könnte durch eine solche Aktion den Vertreterinnen dieser Forderungen eine Berühmtheit verschafft werden, auf die sie keinen Anspruch haben, darf jedenfalls nicht maßgebend sein für die Unterlassung der Aufklärung über die Frage.“ Neben den Gründen, die überall ins Feld geführt werden können, wo man dem Vordringen des Feminismus entgegentreten will, hat die „Germania“ noch den besonderen, der allerdings ganz aus dem Wesen des Katholizismus geschöpft ist: Was Paulus sagt über die Aufhebung der Unterschiede (in Christo ist weder Mann noch Weib), ist von der Erlösungsgnade mit allen ihren Folgen gesagt, und „das dehnt man auf die kirchliche Organisation aus, ohne dabei zu bedenken, daß, wenn man schon jenes paulinische Wort pressen will, daraus die Negation der Organisation, der Hierarchie folgen müßte, die doch Paulus an so vielen Stellen als von Gott angeordnet hinstellt.“ — Was wohl der alte Hagestolz Hansjakob über diese Bestrebungen gesagt hätte? Und was sein Gesinnungsgenosse an der Donau, Monsignore Dr. Scheicher, dazu sagen wird?

**Ueberorganisation im katholischen Vereinsleben.** Während früher der bis ins einzelne ausgebaute reiche Betrieb des katholischen Vereinslebens Stolz und Freude des deutschen Katholozismus war, beginnt man heute die Ueberorganisation, namentlich im Blick auf die immer mühsamer aufrechtzuerhaltenden Generalsekretariate, als schwere Bürde zu empfinden und nach Vereinfachung zu rufen. Mehrere Einsender beschäftigen sich in der „Köln. V.-Z.“ mit dieser Frage. Besonders grundstürzend geht ein Aufsatz vor, der den verschiedenen Standesvereinigungen (Kaufleute, Akademiker, Handwerker, Arbeiter usw.) kritisch zu Leibe geht und verlangt, diese Vereinigungen sollten in den vier pfarrlichen Urvereinigungen (für Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen) aufgehen, bzw. in ihnen als Gruppen mit getrennten Aufgabenkreisen arbeiten. — Man sollte auch im protestantischen Lager nachprüfen, ob nicht eine Ueberorganisation zu finden ist. Nicht in derselben Richtung wie im Katholizismus. Aber muß wirklich für jede Einzelaufgabe gleich ein neuer Verein gegründet werden, ungefragt, ob die Aufgabe, für die man sich ins Zeug setzt, nicht bei längst bestehenden Vereinigungen auch gepflegt wird, oder gepflegt werden könnte?

**Die Pläne zur Umbildung der Zentrumspartei,** mit denen der Reichsausschuß dieser Partei in der ersten Aufregung nach der Ermordung Rathenaus die Oeffentlichkeit am 23. Juni 1922 überraschte, sind allerdings heute schon wieder fast vergessen, überdies vom Reichsausschuß selbst in einem Aufruf an die Parteifreunde vom Oktober 1922 in einer Weise erklärt worden, die einer glatten Zurücknahme gleichkommt. Trotzdem verdient die Ablehnung, die diese Pläne in den katholischen „Hist. pol. Blättern“ (170, 11) gefunden haben, alle Beachtung, da das Märchen vom interkonfessionellen Zentrum vor allen Wahlen wieder neu erzählt zu werden pflegt. Unter der Ueberschrift „Heraus aus dem Turm?“ stellt der namenlose Verfasser fest, daß die Beschlüsse vom 23. Juni, in denen die Aufstellung einer größeren Anzahl nichtkatholischer Wahlwerber für die Volksvertretungen angekündigt und eine konfessionell neutralere Haltung der Parteipresse gefordert wurde, im katholischen Volk Befremden und Beunruhigung hervorgerufen haben. „Mag das Zentrum noch so oft versichern, es sei keine konfessionelle Partei, glauben wird man ihr das doch nicht. Das hat die Erfahrung bewiesen. Denn schon oft hat das Zentrum beteuert, daß es rein sei von jeder Konfessionalität und man hat ihm doch nicht geglaubt, und, wie aus dem Gesagten erhellt, nicht mit Unrecht.“ „Besonderes Kopfschütteln haben die Beschlüsse des RA. erregt durch die Aufforderung an die Parteipresse . . . Das kommt mir gerade so vor, als ob jemand die Presse auffordern wollte, fortan im politischen Teil alle volkswirtschaftlichen oder sonstigen wissenschaftlichen Erwägungen auszuschließen.“ „Wir beeilen uns übrigens beizufügen, daß der RA. des Zentrums in dem Aufruf an seine Parteifreunde vom Oktober 1922 diese Stelle über die katholische Presse widerrufen hat. Denn er sagt jetzt: Dabei bleibt das Recht unserer Presse, die politischen Dinge pflichtgemäß auch vom konfessionellen Standpunkt aus zu würdigen.“ Aber das beweise gerade, wie unklar man im RA. über solche grundlegenden Fragen sei. Die Frage, ob das Zentrum grundsätzlich eine größere Anzahl von nichtkatholischen Wahlwerbern den Katholiken zur Wahl vorschlagen solle, sei entschieden zu verneinen. Sollte es darauf bestehen, so würde es „aller Wahrscheinlichkeit nach zur Spaltung kommen und das Zentrum sein eigenes Grab schaufeln.“ Es wird gut sein, sich diese Zugeständnisse für kommende Wahlzeiten zu merken.

**Eröffnung der Albertus Magnus-Akademie.** In Köln ist im Januar d. J. das neue Institut für katholische Philosophie, von dessen Gründung man zum ersten Male im vorigen Frühjahr etwas hörte (vergleiche z. B. „Kölnische Volkszeitung“, 15. Mai 1922, Nr. 378), und das zu Ehren des lange in Köln lehrenden Scholastikers den Namen Albertus Magnus-Akademie führen soll, durch einen Festakt in der Aula des Ursuliner-Lyzeums eingeweiht worden. Der Feier wohnten der Kardinal-Erzbischof Dr. Schulte, Weihbischof Dr. Stoffels, der Rektor der Kölner Universität Prof. Dr. Schröer, die katholischen Philosophen Prof. Dr. Scheler (Köln) und Prof. Dr. Dyroff (Bonn), sowie zahlreiche Festgäste bei. Der Leiter des neuen Instituts, der bisherige Braunsberger Prof. Dr. Switalski, hielt einen Vortrag über Wesen, Arbeit und Zielsetzung der katholischen Philosophie, in dem er den Aufgabenkreis der Neoscholastik, der die neue Akademie, eine Schöpfung des deutschen Episkopats, dienen soll, genauer umschrieb, wie er dies schon in der „Köln. Volksztg.“ a. a. O. unter vergleichendem Hinweis auf das Philosophische Institut in Löwen und die auch in neuerer Zeit erst erstandene Mailänder katholische Universität getan hatte. Eine „Arbeitsgemeinschaft des Aufbaues und der Liebe“ solle die neue Lehranstalt sein: Ihre nächste Aufgabe bestehe darin, die grundlegenden Erkenntnisse katholischer Philosophie zu vermitteln; die höchste aber sei methodische Anleitung zu eigener Forscherarbeit. Die Grundlage bildet das „klassische System des Mittelalters“, das System Thomas von Aquin, auf dessen Grund das Kölner Institut geradezu die Aufgabe haben soll, „der Entwurzelung modernen Philosophierens entgegenzuarbeiten“.

Es bedarf keines großen Scharfsinns, um hier die Anfänge einer katholischen Universität zu erblicken. Schon in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts hat man eine solche geplant, und Pius der 9. hat damals mit der Ausführung auch schon den Kölner Erzbischof beauftragt. Der Papst des Syllabus hat in einem damals (31. August 1863) an den Erzbischof Kardinal von Geißel erlassenen Schreiben ausgesprochen, daß die zu gründende Universität immer vom Heiligen Stuhl abhängig sei. Damals konnte der Plan sich nicht durchsetzen. Es gab keine Staatsgewalt, die ihn konzessionierte. Und man erkannte auch in Deutschlands katholischen Kreisen, daß die universitas litterarum et scientiae sich schlechterdings nicht mit Absonderung und Unfreiheit verträgt. Kann man nun wirklich behaupten, daß dem deutschen Katholizismus, der so oft das Germania docet dem Ausland entgegengestellt hat, und seinen gebildeten Schichten die Einordnung in die deutsche Gesamtkultur, deren Hauptträger unsere wissenschaftlichen Hochschulen sind, geschadet hat? Daß der Plan eines katholischen Instituts für Köln in der nächsten Nähe der Universitäten Köln und Bonn jetzt wieder aufgenommen wird, ist ein Zeichen der Zeit. Seit dem Weltkriege nutzen die Kräfte im Katholizismus, die, wie besonders die Jesuiten, das schroff konfessionelle und internationale Element vertreten, die Gunst der Lage in vollster Bewegungsfreiheit aus.

## Oesterreich und Erbstaaten.

**Gemeindenachrichten.** Zu den Orten, an denen im Jahre 1921 erstmals evangelischer Gottesdienst gehalten wurde (siehe Seite 3b) kommen noch Kefermarkt in Ober-Oesterreich, wo in den Weihnachtstagen vom Pfarramt Gallneukirchen, ferner Eggendorf und Blumau in Nieder-Oesterreich und Neufeld im Burgenland, wo von Wiener-Neustadt aus Gottesdienst gehalten wurde.[1])

Lebensbewegung 1922. Prag, deutsche evangelische Gemeinde: Geboren 52, Konfirmanden 50, Trauungen 28, Todesfälle 37, Uebertritte 58, Austritte 8. — Friedland in Böhmen: Geboren 18, Konfirmanden 31, Trauungen 20, Todesfälle 17, Uebertritte 19, Austritte 2, Seelenzahl 1256. — Grottau (Böhm.): Geboren 41 (1921: 36), Konfirmanden 40 (29), Trauungen 100 (82), Todesfälle 22 (15), Uebertritte 76 (96), Austritte 9 (24). Davon fallen auf die Zweiggemeinde Kratzau 6 Geburten (13), 6 Konfirmanden (4), 9 Trauungen (7), 3 Todesfälle (3), 10 Uebertritte (38), 2 Austritte (4). — Friedek (Schles.): Geboren 17 (7), Konfirmanden 17 (12), Trauungen 8 (12), Todesfälle 8 (7), Schulkinder 85. — Rosendorf (Böhm.): Geboren 23, Trauungen 7 (und 5 fremde), Todesfälle 9, Uebertritte 8, Austritte 3. — Graz I (alte Gemeinde): Geboren 177 (1921: 190), Konfirmanden 125 (73), Trauungen 194 (212), Todesfälle 124 (137), Uebertritte 291 (304), Austritte 96 (64). — Peggau (Stmk.): Geboren 9 (1921: 12), konfirmiert 3 (3), Trauungen 5 (7), Todesfälle 1 (4), Uebertritte 10 (18), Austritte 0, Seelenzahl 320 (300). — Eggenberg bei Graz: Geboren 21 (25), Konfirmanden 16, Trauungen 14 (18), Todesfälle 7 (8), Uebertritte 60 (57), Austritte 11 (22). — Radkersburg (Steiermark): Geboren 15, konfirmiert 14, Trauungen 5, Todesfälle 9, Uebertritte 16, Schüler 103. — Leoben (Stmk.): Geboren 78 (1921: 43), Todesfälle 22 (23), Uebertritte 264, Austritte 23, Seelenzahl 2054.

Persönliches. In Turn starb nach kurzem Leiden im 72. Lebensjahre der Direktor der Amphorawerke Rießner, Bernhard Adolf Lehmann, Ehrenkurator der evangelischen Gemeinde. Einer von der alten Garde, von den Getreuen, die die Gemeinde Turn durch alle Fährlichkeiten und Nöte durchgebracht haben. Gerade in den schwersten und wichtigsten Jahren, vom 12. Januar 1901 bis Ende 1919, hatte er als Kurator das Steuer in der Hand. Auch dem Kirchbauverein, dessen Rechner er von der Begründung bis zur Uebergabe der Christuskirche an die Gemeinde war, hat er wichtige Dienste geleistet. Er wird unter seinen Freunden unvergessen bleiben.

In Zauchtel starb im 64. Lebensjahre der Senator der tschechoslowakischen Republik, Präsident des mährischen Landeskulturrats und Vorstandsmitglied des mährischen Gustav-Adolf-Zweigvereins Heinrich Fritsch. Ferner starb der Gemeindevertreter, Rechtsanwalt Dr. Viktor Toth zu Wien. Im 35. Lebensjahre starb Dechant und Pfarrer M. Reiser in Liebling, einer der bewährtesten Vorkämpfer für den Gedanken der geistigen und rechtlichen Verbindung der evangelischen Banater Schwaben mit den Siebenbürger Sachsen.

**Im ehemals österreichischen Galizien** kommt es immer wieder vor, daß die römisch-katholischen Pfarrämter ein gemischtes Brautpaar ohne Verkündschein vom evangelischen Pfarrer und noch ehe das zweite und dritte Aufgebot bei dem evangelischen Pfarramt erfolgt war, trauen. Der römisch-katholische Priester sagt den Brautleuten: „In Polen gilt nur die katholische Kirche, die evangelischen sind nur mehr Privatkirchen. Evangelisch geschlossene Ehen sind überhaupt nicht gültig" usw. Es ist selbstverständlich, daß die evangelischen Pfarrämter bei den zuständigen Behörden gegen dieses Vorgehen Protest einlegen. Hier wäre eine gemeinsame Aktion des gesamten Protestantismus in Polen am Platze; denn je öfter evangelische Pfarrämter eine derartige Nichtachtung sich gefallen lassen, desto sicherer ist anzunehmen, daß die katholische Kirche allmählich überhaupt sich angewöhnen wird, ohne Verkündschein des evangelischen Pfarrers zu trauen. — Oder wie wäre es, wenn einmal ein evangelisches Pfarramt es mit demselben Vorgehen versuchen würde?

**Ein Priesteraustritt.** Wie der „Frkf. Ztg." (30. Jan.) aus Ofenpest gemeldet wird, ist Prinz Egon Karl Hohenlohe, der bis zur rumänischen Besetzung Siebenbürgens erzbischöflicher Vikar und Pfarrer in Hermannstadt war, zur evangelischen Kirche übergetreten und hat vor einigen Tagen die Tochter eines dortigen Gymnasialprofessors zum Altar geführt. Hohenlohe stand kurz vor der Ernennung zum Bischof.

**Wie man die Deutschen aus der römischen Kirche vertreibt.** Ein slowenischer Keuschler (= Kleinhäusler) aus der Gemeinde Moß bei Bleiburg (Kärnten) hat eine angesehene deutschen Bürgersfrau aus Bleiburg, bei seinem Kinde die Patenstelle zu übernehmen. Nach der Taufe hatte der römisch-windische Priester nichts Eiligeres zu tun, als das ganze Kircheninnere mit Weihwasser zu besprengen, da die Kirche durch den Eintritt einer deutschen Frau entweiht worden wäre. So berichtet die der Voreingenommenheit gegen die römische Kirche ganz unverdächtige Monatsschrift „Die Südmark" (1922, 12.).

[1]) Weitere Ergänzungen erbeten!

**Religionsschmähung.** In Debrezin (Ungarn) stand ein Schriftleiter Josef Loblovits-Lorant vor Gericht, weil er in einem Vortrage eine herabwürdigende Aeußerung über die hl. Maria getan haben solle. Der Angeklagte verantwortete sich dahin, daß die Aeußerung, wegen deren er in Anklage versetzt worden sei, ein Zitat aus Anatole France war. Trotzdem wurde der Angeklagte schuldig gesprochen und zu sechs Tagen Haft verurteilt (der Verurteilte legte aber Berufung ein, der Staatsanwalt ebenso). Auffallen muß die Begründung: Das Urteil sei erflossen, weil der Angeklagte das Dogma der unbefleckten Empfängnis geschmäht habe (kann man ein Dogma „schmähen"?); als erschwerend werde angenommen, daß die Religionsschmähung geeignet sei, die Massenstimmung neuerdings aufzuregen, ferner, daß die hl. Maria die Patronin Ungarns sei, daher auch das patriotische Gefühl verletzt wurde. Dieser letztgenannte Punkt der Urteilsbegründung wird wohl den zahlreichen Protestanten in Ungarn nicht einleuchten.

**Die orthodox-romänische Kirche in Siebenbürgen,** — mit diesem Namen benennt sich die bisher amtlich als griechisch-orientalisch bezeichnete Kirche — läßt bemerkenswerte Anzeichen kirchlich-religiösen Fortschritts erkennen. Bei einem katechetischen Kongreß ihrer Geistlichkeit (November 1922 in Hermannstadt) wurden Leitsätze und Richtlinien angenommen, denen wir folgendes entnehmen: Der Kongreß erklärte sich einstimmig für die konfessionelle Schule, die sich sowohl vom Gesichtspunkt der religiös-ethischen Charakterbildung wie in national-kultureller Hinsicht bewährt hat. Als Lehrmittel des Religionsunterrichts wird die Einführung der Bibel gefordert, und zwar des ganzen Neuen Testaments und ausgewählter Kapitel aus dem Alten Testament. Als Hilfsmittel werden F. W. Försters Lebenskunde und Lebensführung empfohlen. Der Religionsunterricht ist an die Spitze der Unterrichtsgegenstände zu stellen, die Religionsstunden auf wöchentlich zwei und eine Exhorte (Schülergottesdienst) zu vermehren. An den höheren Schulen sind besondere religiöse (apologetische) Kurse einzurichten, Elternversammlungen sind zu veranstalten, zur Ermöglichung religiöser Beeinflussung der Erwachsenen sind Kulturhäuser (Gemeindesäle) und in ihrer Nähe Tanzsäle für die Jugend zu errichten; die Wirtshäuser sollen an allen Feiertagen geschlossen bleiben. An Sonn- und Feiertagen nach der Vesper sind Bibelstunden einzurichten.

## Ausland.

**Holland.** Unter dem Aushängeschild „Vorträge für Nicht-Katholiken" und gegen Eintrittsgeld von einem Gulden veranstaltet der römische Kaplan P. van Dorp Propagandareden in der Theresiakirche in Haag. Gegenrede ist nicht gestattet; so hielt Dr. van den Brink nachher einen Gegenvortrag in einem öffentlichen Saal. Als er am 11. Januar wieder als Hörer bei dem Vortrage in der Theresiakirche anwesend war, wurde er und einige andere Herren beim Verlassen der Kirche und draußen auf der Straße schwer bedroht, am Haupt und an den Beinen verwundet und konnte nur unter dem Schutze der Polizei sicher nach Hause geleitet werden. Nun gibt es Leute in Holland, die sich darüber wundern, wie angriffslustig sich der römische Katholizismus in der Hauptstadt der Oranier fühlt . . .

**England.** Sehr lehrreiche Einzelheiten berichtet die KKZ (47) über die Jahresversammlung der „Catholic Truth Society" (Katholische Wahrheitsgesellschaft), die unter den verschiedenen Vereinigungen mit dem Zwecke, ganz England „zur katholischen Kirche zurückzuführen", den ersten Platz einnehme. Sitz der Gesellschaft ist London, wo erst kürzlich die Hauptgeschäftsstelle der Anstalt „in der Nähe der Westminsterkathedrale" ihr neues Heim aufgeschlagen hat. An Tätigkeitseifer stehe der Zweigverein Manchester an erster Stelle, eine der Hochburgen des Protestantismus, in der jedoch auch unter den Katholiken reges Leben und „ein lebendiger Eroberungsgeist" herrsche. Die Jahresversammlung nahm drei Tage in Anspruch, da außer den großen Abendversammlungen zahlreiche Sonderberatungen abgehalten wurden, in denen die besondere Art der Werbearbeit, die gemachten Erfahrungen und die Vorschläge für die Zukunft besprochen wurden. Es wurde berichtet, daß durch rund 200 Predigten die Zahl der Mitglieder von 1000 im Jahre 1921 auf 7000 gebracht worden sei, und daß man mit Ende 1922 10 000 Mitglieder erreichen wolle. Die Arbeit gehe von strategischen Mittelpunkten aus, mit Verkaufsstelle und Lesezimmer in den größeren Städten, Lesezimmer allein in den kleineren, Lesezirkel in den Dörfern, Verkaufsschränken in allen Kirchen. Als die Erfolg dieser Arbeit bezeichnet die KKZ. die 12 000 Uebertritte von Protestanten zur katholischen Kirche, die im letzten Jahre verbucht worden seien. Nun, das sind dieselben 12 000, von denen seit Jahr und Tag alljährlich erzählt wird, die also auch schon vor der Katholischen Wahrheitsgesellschaft sich einfanden, und die allem Anschein nach durch die Uebertritte von Katholiken zum Protestantismus mehr als aufgewogen werden: sonst würde der Verhältnisanteil der Katholiken

an der Gesamtbevölkerung in England nicht **ab-**, sondern **zunehmen** (siehe „Wartburg“ 1922, Folge 10/11: Wachstum des Katholizismus in England?). Aber jedenfalls beweist die Mitteilung der KKZ, daß die römische Propaganda in England mit gewaltigem Eifer arbeitet — und mit einer unverblümten Offenheit über ihre Ziele, die man auf römischer Seite dem Protestantismus in einem katholischen Lande, wie z. B. Italien, aufs allerschwerste verübeln würde.

**Spanien.** Den **Abschluß der Jahrhundertfeier der Heiligsprechung** der hl. Theresia bildete ein festlicher Akt in der Aula der Universität zu Salamanca, bei dem die Heilige zum Doktor **der Theologie honoris causa** ernannt wurde. Die Ansprache der neuen Ehrendoktorin hielt der Bischof von Salamanca in einer aus den Schriften und Aussprüchen der Heiligen zusammengesetzten Rede. Zwei Tage darauf wurde diese Verleihung auch noch kirchlich gefeiert. Nach der Festpredigt des Erzbischofs von Valladolid setzte die Königin einem Standbild der Heiligen den Doktorhut auf, der König steckte ihm eine von ihm gestiftete goldene Feder in die Hand. Das Volk brach dabei in brausende Hochrufe auf die Heilige und die Majestäten aus. (Salzb. Kath. K.-Z., 1922, 51/52.) — Das Ganze mutet uns etwas spanisch an.

## Deutsch-protestantische Bücherschau.

32. Jahrgang Nr. 2, Februar 1923.

### Zur Welt- und Lebensanschauung.

**Aus der geschichtsphilosophischen Literatur und der Auseinandersetzung mit Spengler.** Wer die geschichtliche Entwicklung und in ihr auch die Christentumsgeschichte verstehen will, muß die grundlegenden Fragen aller Geschichte und aller Geschichtsschreibung kennen, deren Beantwortung die Aufgabe der Geschichtsphilosophie ist. Eine allgemeinverständliche Einführung in deren Probleme und Lösungsversuche hat der vor kurzem verstorbene Professor Dr. Otto Braun („Geschichtsphilosophie. Eine Einführung“; Leipzig, Felix Meiner, VI, 127 S.) als seine letzte Schrift herausgegeben. Der Charakter einer „Einführung“ verbot es, an eine Darstellung des wirklichen Geschichtsverlaufes heranzutreten, und forderte Beschränkung auf die formalen, systematischen Fragen der historischen Erkenntnistheorie und der Geschichtsdarstellung, zu denen Br. eine lehrreiche Skizze der Geschichte der Geschichtsphilosophien vom Altertum ab bis zu den Gegenwartssystemen mit Einschluß von Oswald Spenglers Geschichtsdeutung hinzugefügt hat. Br.'s eigene Stellung ist die des kritischen Idealismus mit starkem idealistisch-religiösem Einschlag und deutlicher Wendung gegen eine materialistisch-ökonomische Geschichtsauffassung, mit der sich zuletzt Prof. Dr. Erich Brandenburg und Prof. Dr. Rudolf Stammler besonders eingehend auseinandergesetzt hatten (vergleiche die Berichte in „Volkskirche“ 1921, Sp. 240 f.).

Was Br. (S. 102 ff.) nur kurz über die von ihm bejahte Tatsache der erfolgten Höherentwicklung, des qualitativen und quantitativen Fortschritts, eines Fortschreitens im Sachlich-Äußerlichen wie im Seelisch-Innerlichen ausführt, gewinnt dadurch Interesse, daß kürzlich Hand in Hand miteinander der Erlanger Zoologe Prof. Dr. Albert Fleischmann und der dortige Theologe Prof. D. Richard Grützmacher je auf ihrem Gebiete die Geltung des Entwicklungsgedankens sehr kritisch überprüft und weithin in Frage gestellt haben: „Der Entwicklungsgedanke in der gegenwärtigen Natur- und Geisteswissenschaft“ (Leipzig, Deichert, 1922. 189 S.). Wie Fl. nachzuweisen bestrebt ist, daß der Entwicklungsgedanke ein aus der Philosophie übernommener Fremdling auf dem Gebiete der Tierkunde ist, der durch Darwin eine Zeitlang ein Scheinbürgerrecht erworben hatte, aber nun durch die Erbforschung und andere neue Wissenszweige unhaltbar geworden ist, so wendet sich auch Gr. kritisch gegen seine Anwendbarkeit auf die Universalgeschichte, die europäische Kulturgeschichte, die Geschichte der Sittlichkeit und der Religion und speziell noch die Christentumsgeschichte. Er verwirft den Entwicklungsgedanken — wie er ihn versteht — weithin als eine der Erfahrung widersprechende „moderne Mythologie“, vor allem, weil die Wirklichkeit statt gradlinig und allseitig fortschreitender Entwicklung doch die Abwechslung von Hebungen und Senkungen und ein noch andauerndes Nebeneinander und Widereinander verschiedener Grundtypen zeigt, sodann aber, weil von Entwicklung nur da zu reden ist, wo nicht nur solch ein Fortschritt, sondern auch Zusammenhang, nicht nur zweckmäßig verlaufendes, sondern auch unablässig und zielstrebig fortdauerndes Werden vorliegt, während alle diese von Gr. betonten Merkmale nur selten zusammentreffen. Während Gr. daher die Geschichtswissenschaft auf „die genaue Wiedergabe tatsächlicher Wirklichkeit“ beschränkt und ihr das Recht zu „optimistischer Fortschrittsstimmung“ und zu Zielglauben abspricht, will er den von seinen Thesen aus entstehenden „irrationalen, pessimistisch stimmenden Eindruck der Wirklichkeit“ **religiös** überwinden „durch das mutige Vertrauen auf eine wirklich religiöse Ueberwelt,“ die letztlich auch das gesamte innerweltliche Geschehen zielstrebig leitet“ (S. 175; 188 f.). Aehnlichen Gedanken hatte Gr. ja schon auf Anlaß der Spenglerschen, von ihm als eine hocherfreuliche Abrechnung mit dem Entwicklungsgedanken begrüßten pessimistischen Geschichtsdeutung Ausdruck gegeben; desgleichen in seinen Aufsätzen über „Alt- und Neuprotestantismus“, die er auch in der obigen Skizze über die Christentumsgeschichte als Beispiele für die ewige Wiederkehr und gegen den Fortschritt anführt (vergleiche die Kritik dieser Aufsätze in Nr. 1 der „Volkskirche“ v. J., Sp. 5 f.). Das Geschichtsbild, das Gr. gewinnt, leidet freilich an diesem wie an anderen Punkten daran, daß er die Geschichte viel zu sehr als Addition vorhandener Elemente, relativ starrer Typen, deutet und die wirklich lebendige Bewegung schöpferischer Kräfte auch da, wo Altes wieder aufgenommen oder fortgeführt wird, unterschätzt.

Ein gut Teil der neuesten geschichtsphilosophischen Literatur dient der Auseinandersetzung mit dem schon oben genannten Werk Oswald Spenglers: „Der Untergang des Abendlandes“, dessen zweiter Band seit einigen Monaten vorliegt, und das bekanntlich durch die Neuheit seiner kulturvergleichenden Betrachtungsweise, durch seine, weitverbreiteten Stimmungen, entgegenkommende Untergangsstimmung und nicht zuletzt durch seine Sprachschönheit in weiten Kreisen mit Begeisterung aufgenommen worden ist. Inzwischen hat freilich von den verschiedensten Seiten her die Kritik eingesetzt und damit die Ernüchterung, und da es sich bei Sp. nicht etwa nur um eine Zusammenstellung von sicheren Ergebnissen einzelner Fachwissenschaften und um neue fachwissenschaftliche Probleme handelt, sondern um Weltanschauung und Religion, so haben auch Theologen sich eingehender mit ihm beschäftigt, um den Gefahren des von Sp. auswirkenden Skeptizismus und Pessimismus zu wehren, zugleich aber auch die etwa bei ihm vorhandenen religiös-fruchtbaren Elemente zu unterstreichen.

Schon der Bericht in „Volkskirche“ 1921, Nr. 7 (Sp. 107 f.) hatte auf einige diesbezügliche Auseinandersetzungen hinweisen können. Inzwischen haben die beiden zu einem Buch vereinigten Aufsätze der systematisch-theologischen Professoren Karl Heim und R. H. Grützmacher eingehender über „O. Sp. und das Christentum“ (München, Beck, 1921. 73 S.) gehandelt, indem ersterer „Die religiöse Bedeutung des Schicksalsgedankens“ behandelt und auf das Unausgeglichene des Sp.schen geschichtsphilosophischen Relativismus und seiner der tatkräftigen positiven Bejahung entbehrenden Schicksalsidee hinweist, während Gr. sich das umfassendere Thema „Die christliche Weltanschauung und die Geschichtsphilosophie Sp.s“ gestellt hat. Er hat dabei freilich wieder mit einem viel zu starren Begriff von „christlicher Weltanschauung“ operiert und, statt nach der Haltbarkeit der Sp.schen Aufstellungen zu fragen, vor allem die Zerstörung des „Evolutionismus“ durch Sp. begrüßt und sein Entgegenkommen gegenüber dem gleich Spengler eschatologisch gerichteten und grundsätzlich antievolutionistischen Christentum betont. Das hier sich bietende Bild wird durch den Vortrag des Göttinger Systematikers Prof. D. Carl Stange, „Der Untergang des Abendlandes von O. Sp.“ (Gütersloh, Bertelsmann, 1921. 35 S.) ergänzt, der in allgemeinverständlicher Darlegung und Kritik der Sp.schen Theorie der Kultur auch wieder wie Heim a. a. O. das Zwiespältige im Denken Sp.s und die fehlerhafte Ausschaltung des Willens gegenüber der Anschauung bemängelt und zur Widerlegung der Sp.schen Theorie den Glauben an eine Aufgabe und an ein Ziel der gegenwärtigen Kultur zu wecken sucht. Zur Wertung des Sp.schen „Pessimismus“, über den sich Sp. selber übrigens in einem Aufsatz der „Preußischen Jahrbücher“ 184, 1921, S. 73 bis 84, eingehend geäußert hat, und zur Erfassung des religiösen Gehalts der Sp.schen Weltanschauung, insonderheit des bei ihm im Zentrum stehenden, nicht dem wissenschaftlichen Denken, sondern nur dem Gefühl zugänglichen Schicksalsgedankens, dem Heim a. a. O. nachgegangen war, will auch Pfarrer Dr. Johannes Wenzel, „Der ‚Skeptiker‘ und ‚Pessimist‘ Sp. ein Verteidiger der Religion“, anleiten (Königsberg i. Pr., Bons, 1922. 56 S.), bei dem freilich die Tendenz der „Rettung“ ungleich stärker ist, als bei Heim. Die in einem Teil der genannten Schriften wirkenden Tendenzen zu praktischen Schlußfolgerungen aus Sp.s Thesen auf Grund der christlich-religiösen Position begegnen übrigens auch in einem Teil der nicht von Theologen geschriebenen Kritiken, z. B. in dem Aufsatz „Der Selbstmord Europas“, den Dr. Eugen Rosenstock in seine Aufsatzsammlung „Die Hochzeit des Krieges und der Revolution“ (Würzburg, Patmos-Verlag, 1920, S. 160 bis 203) eingestellt hat, und wo er, mit Sp. von den Irrwegen des „Idealismus“ und der Schwächlichkeit der heutigen „Bücherwissenschaft“ überzeugt, Protestanten und Katholiken aufruft, an Stelle ihrer römisch-juristischen Gesetzlichkeit und ihres griechisch-antiken Idealismus wirkliches Christentum zu pflegen, um — wie dies z. B. auch Robert Schwellenbach in seiner im Titel der Sp.schen Parole entgegengestellten Schrift (Berlin, de Gruyter, 1922. 85 S.) getan hat, „Die Erneuerung des Abendlandes“ durch Christentumspflege — wie Schw. sagt: durch „das Christentum des Geistes und der Tat“, zu erreichen.

In einigen der vorgenannten Schriften ist die Richtigkeit der Sp.schen Thesen, auch seiner „Zertrümmerung des Götzen Wissenschaft", ohne Frage zu unbedingt vorausgesetzt, obwohl dieser Punkt doch erst einmal Nachprüfung fordert, ehe man praktische Schlußfolgerungen irgendwelcher Art daraus ziehen kann. Spengler hat freilich selber gesagt, daß die Einzelkritik, die Tatsachenkritik nicht soviel bedeute, wie der Fachwissenschaftler meine, da alles Tatsächliche bei ihm nur Beispiele für „erlebte Gedanken" seien und eventuell durch andere Beispiele ersetzt werden können. Aber wenn diese „Beispiele" in einer großen Zahl der wissenschaftlichen Kritik nicht standhalten? Im Sp.heft der Zeitschrift „Logos" (Bd. 9, 1921, Heft 2) ist man doch von recht verschiedenen Seiten her an die Einzelkritik herangetreten und hat den „erlebten Gedanken" die geschichtlichen Grundlagen entzogen; der Alttestamentler Prof. D. Eduard König schrieb ferner über „Sp.s Untergang des Abendlandes besonders psychologisch und religionsgeschichtlich beurteilt" (1921); Professor Dr. O. Th. Schulz lehnte von seinem Fachgebiet aus die Deutung des antiken Kulturkreises durch Sp. weithin ab („Der Sinn der Antike und Sp.s neue Lehre." Gotha, Fr. A. Perthes, 1921); als Kirchenhistoriker hat Professor D. von Soden in der zu A. von Harnacks 70. Geburtstag von seinen Schülern herausgegebenen „Harnack-Ehrung" (Leipzig, Hinrichs, 1921; S. 459 bis 478) „Sp.s Morphologie der Weltgeschichte und die Tatsachen der Kirchengeschichte" einander gegenübergestellt und auch von dieser Seite her die Möglichkeit genommen, den „Götzen Wissenschaft" zugunsten der „Intuition" und des „physiognomischen Tiefblicks" beiseitezuschieben; der jetzt vorliegende zweite Band gibt z. B. durch seine unzureichende, rein ästhetisch oder kulturell eingestellte Deutung der Reformation Anlaß, jene kirchengeschichtliche Kritik an Sp.s „Intuitionen" und „erlebten Gedanken" fortzuführen. Im Blick auf solche Fehlgriffe, aber auch schon grundsätzlich auf die Methodik Sp.s wird man dem Geschichtsphilosophen, der bisher am eingehendsten in Auseinandersetzung mit Sp. „Die Struktur der Weltgeschichte" untersucht hat, Prof. Dr. Theodor L. Haering (Tübingen, Mohr, 1921. VIII, 373 S.) recht geben müssen, wenn er urteilt: „Sp.s Morphologie wird keinesfalls ‚die' Morphologie der Geschichte sein." Zu diesem Urteil gelangt H., indem er, abgesehen von der Feststellung von Einzelfehlern, insbesondere einerseits die Voraussetzungen der erkenntnismäßigen Bearbeitung der historischen Wirklichkeit prüft, andererseits aber auch teleologisch die Ergebnisse dieser Wirklichkeit zu einer „Erkenntnis-, d. h. Verständnis-Einheit" zusammenzuschließen versucht, davon überzeugt, daß die Frage nach dem Sinn der Geschichte „trotz Spengler keineswegs unmöglich oder sinnlos ist". Wie hierin, so weicht er vor allem in der Kritik der Wertung der Intuition als einer für das historische Erkennen nach Sp. besonders und grundsätzlich charakteristischen Erkenntnisform, aber auch in der Beurteilung des von Sp. bei seiner Konstruktion der Einzelkultur, wie bei seinem Kulturenvergleich als „Wesentlich" Betonten, ferner in seiner eigenen Wertung der schöpferischen Persönlichkeit, durch seine Ablehnung des schicksalmäßigen Entwicklungsschemas und der Vorausbestimmbarkeit der Geschichte und dergleichen mehr entscheidend von Sp. ab und dürfte dabei recht behalten. Darin stimmen ihm mehr oder weniger auch andere geschichtskundige Kritiker zu, wie Karl Steinacker (Sp.s Untergang des Abendlandes und die Geschichtswissenschaft". Wolfenbüttel, Zwißler, 1921. 31 S.), der gegen Sp.s Pessimismus das etwa im „Reisetagebuch eines Philosophen" (Hermann Keyserling) allem lebende Vertrauen zu der noch entwicklungsfähigen Gestaltungskraft des Abendlandes aufruft, oder Karl Schück („Sp.s Geschichtsphilosophie. Eine Kritik" Karlsruhe, G. Braun, 1921. 39 S.), der, an Haering sich anlehnend, vor allem Sp.s metaphysisch-„metahistorische" Grundlage scharf kritisiert hat. Solche Kritik ist um so eindrucksvoller, je mehr man trotzdem im Gegensatz zu einem Nur-Kritisieren, wie es z. B. Otto Neurath in seinem „Anti-Spengler" (München, Callwey, 1921. 95 S.) auf Grund „unerbittlicher Logik" geübt hat, doch Sp. als eine aus der Gegenwartsgeschichte heraus verständliche, ja geschichtlich bedeutsame und notwendige Erscheinung zu werten versucht, wie dies auch bei Schück a. a. O., besonders S. 32 ff., geschieht. Hier werden mit Recht die Sp. beherrschende „systematische Tendenz" als eine Gegenwirkung gegen die unserer Zeit charakteristische geistige Zersplitterung und seine „objektiv universalistische Tendenz" als die Einstellung auf eine nicht nur vom Standpunkt des Abendlandes angeschaute Universalgeschichte als produktive Tendenzen gewertet, die dem Werk trotz allem mehr als nur einen Augenblickserfolg sichern werden. Man darf als weitere produktive Tendenz, die jüngst von D. Elert in seinen Sp.-Aufsätzen in der „Allg. Evg.-luth. Kirchenztg." 1923, Nr. 1 ff., scharf betont worden ist, ausdrücklich auch Sp.s Absicht, die Geschichte der Seele zu schreiben und die Seele der Kulturen aufzudecken, nennen. Aber die historische Wirklichkeit kann sich in seinen „weltgeschichtlichen Visionen" — so hat man auch den Inhalt des neuen, zweiten Bandes mit Recht gekennzeichnet — nicht spiegeln, weil er sie viel zu sehr entleert und die historischen Vorgänge, ihrer individuellen Züge entkleidet, auf bloße Schemata reduziert, um so „hinter" die Geschichte zu kommen. Und diesen Fehler in der Zeichnung darf man nicht dadurch bemänteln, daß man sagt, daß „objektive Geschichte" ja nun einmal überhaupt unzugänglich sei und jeder Historiker, insonderheit der Geschichtsphilosoph, an dem notwendigen „Prozeß des Subjektivwerdens der Geschichte" teilnehmen müsse.

Zscharnack.

---

## Zeitgeschichtliches und Tagesfragen.

**Kirchliches Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands.** In Verbindung mit Bachmann, Bunke und anderen herausgegeben von D. J. Schneider. 49. Jahrgang, Gütersloh, Bertelsmann. X und 590 S.

Das bekannte Jahrbuch, dessen hochverdienter Herausgeber jüngst zum Honorarprofessor an der Berliner Universität ernannt und mit der Abhaltung von Vorlesungen über Kirchenstatistik und Kirchenkunde beauftragt wurde, macht auch in seinem neuesten Jahrgange durch Reichhaltigkeit, Genauigkeit und Lebendigkeit dem längst feststehenden Ruhm seiner Vorgänger alle Ehre. Trotzdem finden wir, daß das Jahrbuch in unserer evangelischen Kirche noch viel zu wenig bekannt und verbreitet ist, und fordern auch diejenigen, die, im öffentlichen kirchlichen Leben stehend, das Jahrbuch noch nicht oder nur oberflächlich kennen, auf, es sich einmal kommen zu lassen. Wir können uns kaum denken, wie man auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens, des Vereinswesens, der Wohlfahrtspflege, der Presse usw. arbeiten kann, ohne dieses Werk täglich griffbereit dastehen zu haben. Neben den von besonderen Mitarbeitern behandelten Kapiteln: Innere Mission, Heidenmission, Evangelisation, evangelisches Auslandsdeutschtum, Kirche und Schule usw., verdienen ganz besonders die beiden vom Herausgeber selbst behandelten Kapitel: Kirchliche Statistik und Kirchliche Zeitlage, hervorgehoben zu werden. Es ist hochinteressant, wie Schneider die Zahlen der Statistik lesen und benützen lehrt; kennzeichnend, wenn er darüber klagen muß, daß seit Jahren die Kriminalstatistik ihre Zahlen schamvoll verhüllt; von vornehmer Ueberlegenheit eine Polemik, die er bei dieser Gelegenheit mit dem Jesuiten Krose, dem Herausgeber seines katholischen Konkurrenzwerkes, ausficht. In der kirchlichen Zeitlage bietet er die „Wirklichkeit, gesehen durch ein Temperament" und das wird man ihm auch da danken, wo man nicht alle seine Urteile unterschreibt. Alles aber in höchstem Maße frisch und anregend.

Hr.

**Das kirchliche Handbuch für das katholische Deutschland**, hrsg. von H. A. Krose, S. J., ist wieder in einem neuen Jahrgang erschienen: X. Bd. 1921/22, Freiburg. Herder, 1922. XIX u. 343 S. Der neue Band weist die Spuren der Zeit auf: Verkürzung des Inhalts und Preiserhöhung. Eine bisher immer interessante Abteilung „Zeitlage und kirchliches Leben" ist gänzlich ausgefallen. Sind die Gründe dafür nur in der Beschränkung des Umfangs oder etwa auch in der Kritik, die der letzte Berichterstatter, Generalvikar Rosenberg aus Paderborn, an der Haltung des Zentrums übte, zu suchen? Der Abschnitt über die Organisation der Gesamtkirche berücksichtigt die durch die letzte Papstwahl verursachten Veränderungen. Die neuesten Ergebnisse der kirchenrechtlichen Gesetzgebung und Rechtsprechung der Kirchen- und Staatsbehörden stellt übersichtlich Professor Hilling zusammen. Die Angaben der Konfessionsstatistik zeigen ein weiteres Steigen der „katholischen Konjunktur" in Deutschland auf. Die Ursachen, aus denen das rapide Zunehmen der Gründung von Ordensniederlassungen sich erklären soll, sind freilich recht einseitig dargestellt. Auch die interkonfessionelle Uebertritts- und die Kirchenaustrittsbewegung ist durch unzutreffende Angaben über die Lage der Dinge in der evangelischen Kirche unzulänglich behandelt; auf Mißstände in diesen Statistiken hat die „Volkskirche" ja schon wiederholt hingewiesen und wird darauf zurückkommen. Eine erschöpfende Uebersicht über die Organisation der katholischen Kirche in Deutschland und die Mitteilungen der katholischen Zentralstelle für kirchliche Statistik bilden den Schluß des Bandes, dessen äußere Ausstattung die altbewährte ist.

**Edward Grubb, Das Wesen des Quäkertums.** Jena, Diederichs 1923. 239 S. 1,50 M., geb. 3 M. G.

Ueber das Quäkertum haben wir in deutscher Sprache bisher wenig selbständige, zusammenhängende Werke, und schon aus diesem Grunde ist die deutsche Uebersetzung des vorliegenden Buches verdienstvoll. Aber wir möchten darüber hinaus die Herausgabe eines Werkes über die Gesellschaft, deren humanitäres Wirken die Oeffentlichkeit in so erfreulichem Maße beschäftigt hat, und deren religiöse Art manchem heute pfadweisend erscheint, warm begrüßen. Und es ist nicht nur ein Buch über die Quäker, sondern ein Selbstzeugnis eines modernen Ideen durchaus nicht abgewandten Quäkertums. So schöpfen wir also aus erster Quelle und können uns selbst

überzeugen, inwieweit etwa deutsches evangelisches Christentum bei den Quäkern zur Schule gehen sollte. Der wichtigste Abschnitt ist wohl der vom Inneren Licht; die Unklarheit, die er beim Leser hinterläßt, liegt nicht beim Verfasser, sondern in der Sache. — Die Uebersetzerin hätte ihre Arbeit noch jemanden, der die deutsche Sprache und den Stoff beherrscht, zur Durchsicht geben sollen. Wir sagen nicht Origen, sondern Origenes (S. 29 und mehrfach), nicht die nördlichen und südlichen Karolinen, sondern Nord- und Südkarolina. (S. 140) usw. Hr.

## Zur Konfirmation.

„Das Sonntagsbuch“ nennt sich ein schön ausgestatteter, fast friedensmäßiger Quartband von 188 Seiten, „dem deutschen Christenvolke zur Erbauung, Belehrung und Unterhaltung dargeboten“ von Rudolf Eckart (2. Aufl., Stuttgart, Belser 1923. 3,50 M. G.). In reicher Fülle, in praktischer Anordnung und in körniger Volkstümlichkeit wird da alles, was zum Preise des lieben Sonntags gesagt werden kann, aneinandergereiht: Schriftworte, Betrachtungen, Sprichwörter und Aussprüche, Gedichte, Geschichten (hier wäre vielleicht noch kritische Sichtung angebracht); ein reicher Schlußabschnitt bringt Lieder, meist neueren Ursprungs, zu den christlichen Festzeiten. Einen besonderen Schmuck bilden 42, teilweise ganzseitige Abbildungen, Kopfleisten und Schlußstücke von einer in Rudolf Schäfers Wegen gehenden Künstlerin, Meta Voigt, von der wir manches als ebenbürtig neben Schäfers Schöpfungen stellen können. Das Gebotene ist den geforderten Preis gut und gerne wert und verdient weite Verbreitung. Auch der Pfarrer und der Religionslehrer finden hier eine reiche Fundgrube für Predigt und Unterweisung. Hr.

## Lebensbeschreibungen.

Auf eine groß angelegte und umfassende Lebensbeschreibung Friedrich von Bodelschwinghs haben weite Kreise schon lange gewartet. Sie werden es dem Sohne Gustav von Bodelschwingh wärmstens danken, daß er Leben und Lebenswerk seines Vaters, für die Zeit von 1831—1872 unter vielfacher Benutzung der von Bodelschwingh selbst verfaßten Erinnerungen, mit viel Liebe und Sorgfalt herausgegeben hat (Berlin, Furche-Verlag 1923. 486 S. gr. 8°.). Welch ein Mann! Welch eine Vielseitigkeit des Erlebens, des Schaffens, des Kennens und des Könnens! Einer, der selbst in jungen Tagen vor Ort gelegen (im Bergwerk gearbeitet) und mit dem Säelaken gegangen ist, Philosophie und Rechtswissenschaft studiert hat, wird durch einen ziemlich simplen Missionstraktat und durch eine Predigt über die Bitte an den Herrn, Arbeiter in seine Ernte zu senden, für seine eigentliche Lebensaufgabe geworben, trägt allerlei mehr oder minder ausgereifte Missionspläne, findet sein erstes Arbeitsfeld in der Diaspora (Paris) unter den Lumpensammlern und Straßenkehrern, er, der Edelmann, sein zweites unter den Bauern der westfälischen Heimat, um dann sein eigenstes Arbeitsgebiet in den Bielefelder Anstalten, die er zu einem der Mittelpunkte und einer der ersten Lehrstätten christlicher Liebestätigkeit für die ganze christliche Welt ausbaut und an die er mancherlei Tochterunternehmungen, auch auf dem Gebiete der äußeren Mission, angliedert, zu finden, und auf dem Gebiete sozialer Fürsorge, namentlich für die „Brüder von der Landstraße“, bahnbrechend zu wirken. Ich muß allerdings gestehen: Einiges habe ich in dem schönen Buche des Sohnes nicht gefunden und über anderes schien mir etwas kurz hinweggeglitten. Zu der Biographie, die die Kirchengeschichtsschreibung der Zukunft brauchen wird, gehört vielleicht noch ein wenig mehr zeitlicher und persönlicher Abstand; das herbe Urteil über die theologischen Professoren kritischer Richtung S. 421/422 bleibt doch eine bedauerliche Ungerechtigkeit, und solche zeitlich bedingten Seiten gibt es auch an einer so herrlichen Persönlichkeit. Vorläufig aber freuen wir uns des Denkmals der Liebe, das ihm der Sohn gesetzt hat, und wünschen es in der Hand vieler evangelischer Christen zu sehen; nicht minder in der Hand solcher, die der Kirche ablehnend gegenüberstehen. Uebrigens könnte, gerade auch im Blick auf solche Leser, ein klein wenig statistisches Beiwerk, das den Umfang der Bodelschwinghschen Anstalten beleuchten würde, nicht schaden.

Den Erinnerungen aus seiner Jugendzeit, die hier besprochen wurden, hat D. Traugott Hahn nun einen zweiten Band folgen lassen: Erinnerungen aus meinem Leben. Haus und Amt. (Stuttgart, Belser 1923. 439 S., mit 7 Abb. Geb. 2,60 M. G.). An das persönliche Erleben knüpfen sich die reichen Erinnerungen und Erfahrungen eines reichgesegneten Amtslebens, bei dem so ziemlich die meisten praktischen seelsorgerlichen und kirchlichen Fragen der Gegenwart einmal gestreift oder gründlich erörtert werden; die besonderen Verhältnisse und Schicksale der baltischen Kirchen, in denen Landeskirchentum und Freikirchentum glücklich gemischt erschien, spielen mit herein, und schließlich spülen die Wogen des großen Weltgeschehens: zwei Revolutionen und der Weltkrieg über das ganze Land und werfen den Verfasser erst nach Sibirien, und dann als Landflüchtling ins evangelische Deutschland; davon berichtet der Verfasser schlicht, aber fesselnd und zu tiefem Nachdenken anregend. Niemand wird sein Werk ohne Gewinn lesen.

Ebenda erschienen zwei einschlägige Werke von W. Römheld: Lebensbilder aus der inneren und äußeren Mission (2. Aufl. 190 S. mit 8 Abb. Halbl. 2 M. G.), die Lebensbilder von Oberlin, Volkening, Harms, Wichern, Schrenk, Bodelschwingh, Hugo Hahn (Vater des Obengenannten) und Emil Frommel enthaltend; und Im Dienst des Herrn. Acht Lebensbilder (179 S. mit 8 Abb. Halbl. 2 M. G.) ähnlichen Inhalts, bietet die Lebensbilder von Karoline Perthes, Amalie Sieveking, Margarete Paton, Beate Paulus, Zinzendorf, Gützlaff, Zaremba, Ernst Moritz Arndt. Römheld versteht knapp und doch anschaulich und lebendig zu erzählen; seine Bücher geben Stoff zum Vorlesen und zu Vorträgen und eine sehr willkommene Bereicherung für Vereinsbüchereien.

Mit einer ganz besonders feinsinnigen und seelisch tiefen Frau macht uns die eigene Tochter bekannt: Aus dem Leben meiner Mutter. Von Julie Schlosser. (Berlin, Furche-Verlag 1923. 2. Aufl. 216 S.). Es sind nicht so sehr die äußeren Erlebnisse, die uns fesseln, obgleich das Leben der Pädagogin aus gräflichem Hause (Gräfin Rehbinder, nachmals Frau des Pfarrers Schlosser) mit einem Wechsel bunter Szenen aus Baltenland, Petersburg und Baden allerlei Denkwürdiges bietet. Es ist die reiche Persönlichkeit mit ihrer Fülle von Vornehmheit und Herzensgüte und gesammelter Kraft, die dem Leser das Herz abgewinnt und ihn innerlich bereichert und beglückt. Ein Lebensbuch, das vielen Haltlosen und Zerrissenen in unseren Tagen neue Inhalte zu geben vermag; wer es verbreiten hilft, und darauf hinweist, darf herzlichen Dankes sicher sein. Hr.

## Verschiedenes.

Furche-Almanach. Ein Verlagsbüchlein mit bisher meist unbekannten Beiträgen und Bildern für das Jahr 1923. Berlin, Furche-Verlag, 96 S. — In der Hauptsache steht dieses Jahrbuch unter dem Zeichen der Brüdergemeine; es wird eröffnet durch ein brüderisches Kalendarium, und von den Textabschnitten beschäftigen sich drei mit Herrnhut und Zinzendorf. Außerdem finden wir eine Erzählung von Tolstoi und zwei Beiträge aus dem Gebiet der religiösen Kunst. Den Schluß bildet ein Wegweiser durch den jetzigen Bestand des Furche-Verlags. Die Ausstattung in bekannter Vornehmheit gestaltet das Buch zu einer der bedeutendsten Erscheinungen seiner Gattung.

D. Paul Althaus, Der Heilige. Rostocker Predigten. Gütersloh, Bertelsmann 1921, 112 S.

Zeitpredigten sind es, die uns hier der Rostocker Universitätsprediger vorlegt, geboren aus der Not der Zeit und den Gegenwartssorgen, und doch getragen von dem heiligen Ernst der Ewigkeitsgedanken und der frohen Zuversicht der Christenhoffnung. Besonders tief empfunden sind die Betrachtungen über Glauben und Theologie — S. 100 —, doppelt beachtenswert aus dem Munde eines Professors der Theologie. Hr.

Meister Guntram von Augsburg, An England. Leipzig-Hamburg, Schlößmann, 1923. 0,50 M. G.

Ein Buch, das weiteste Verbreitung verdient, und hoffentlich auch nach England dringt. Mit gewaltiger Prophetenstimme fordert der bekannte Verfasser England vor Gottes Gericht, weil es die schwerste Schuld an dem verbrecherischen Frieden von Versailles trägt. Frankreich steht bereits im letzten Gericht, in der Verstockung: es kann nichts mehr wirken als seinen Untergang, mag es scheinbar seine Macht ins Unermeßliche steigern. Aber an England, das Gott noch kennt und nennt, ergeht der letzte Ruf zur Umkehr. Vielleicht werden die Vorgänge im Ruhrgebiet England für diesen Gottesruf empfänglicher machen. E.

## Berichtigung.

In unserem Aufsatz in Nr. 1: Die evangelische Kirche im vormaligen Oesterreich im Jahre 1922 berichteten wir nach dem D. Gl., daß die deutsch-evangelische Kirche in der Tschechei im Jahre 1922 die staatliche Bestätigung ihrer Kirchenverfassung erlebt habe. Wie wir jetzt derselben Quelle entnehmen, war die Nachricht verfrüht.

Seite 16b Zeile 1 von oben verwandelte ein törichter Druckfehler den „Utilitarismus“ in den unvermeidlichen „Militarismus“. Das ist Strafe für Fremdwörter! **Dringend** bitten wir unsere Mitarbeiter, solche nach Kräften zu vermeiden.

Die Schriftleitung.

**Schriftleitung:** Konsistorialrat Lang, Pfarrer D. Hochstetter, Professor D. Zscharnack. — Verantwortlicher Schriftleiter: D. Friedrich Hochstetter in Berlin-Niederschönhausen (Nordend). — Verlag: Säemann-Verlag in Berlin W 35 (Postscheckkonto Berlin 46692). — Bezugspreis vierteljährlich 300 Mark. — Druck: Montanus-Druckerei, Berlin W 35.